Walther,

oder

das Kind vom Schlachtfelde.

Von

A. Lafontaine.

Drittes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung
1813.

Walther,

oder

das Kind vom Schlachtfelde.

Von

A. Lafontaine.

Drittes Bändchen.

Walensee an Rande.

Für ein Ding, womit man Menschen die Kehle abschneidet, für das Schwerdt haben die Araber, sagt man, hundert und mehr Namen, und für das tausendstufige Gefühl der Liebe hat man nur das Eine Wort „Freund," und es muß sich obendrein noch gefallen lassen, Verwandter zu heißen. Ich kann Dich also nur, nach der Begebenheit von gestern, Freund nennen; aber, beim Himmel! denke bei diesem Worte an alle Opfer, die je die Liebe, die Bürgertugend, der Glauben, die Mutterliebe brachte, und rechne darauf, daß Dein Freund sie alle zu bringen den Muth und die Lust fühlt.

Uebrigens sollst Du, in dessen Brust von jetzt an mein Herz wohnt, mich nicht

irre machen, in dem Glauben, daß ich, um mich als einen Menschen zu legitimiren, nichts weiter bedarf, als das was ich gegen Dich fühle, eine Liebe, der selbst das Opfer des Lebens für den Freund nicht zu groß ist. Was ich außerdem noch zu lieben habe, ob das Pak Sklaven, die das lange Leben vor dem Golde oder vor dem Throne anbeten, oder eines der wetterwendischen Geschöpfe, die vor dem Spiegel sich selbst oder ein neues Halstuch anbeten: das kümmert mich nicht.

Daß ich in manchen Minuten die ganze Schiffsladung der im Aether schiffenden Erde von Herzen verachte, und denke, ich schiffe hoch oben drüber in einem feinern Aether, in einem reinern Lichte, das rechne ich mir als etwas Gutes an; daß mir zuweilen meine Menagerie von wilden, grunzenden Thieren, wie Plato die Sinne und die Leidenschaften nennt, Noth macht, will ich auch nicht läugnen; daß der Engel in mir, in den Schlachten mit den wilden Thieren, zuweilen eine Schwungfeder aus dem goldnen

Flügel einbüßt, halte ich für natürlich. Aber gegen Dich, Rande, gegen Dich, hat das Unterhaus in mir keine Stimme, sondern nur die edeln Lords in meinem kleinen Reiche, und damit gut!

Meine Wunde hält mich zu Hause und im Bett. Die rechte Hand ist gesund, und so habe ich gerade so viel Zeit, um Dir Deine Frage zu beantworten: wer ich bin?

Ich hoffe, Du meinst nicht mehr damit, als ich gerade auch, und die Frage hätte ich Dir also schon oben beantwortet; da aber jedes Ding auf der Welt seine Drapperie haben will, wär's auch nur ein Feigenblatt: so bin ich in Verlegenheit, wie ich das Feigenblatt nennen soll, das meine Drapperie ausmacht.

Ich bin wahrscheinlich ein Mantelkind; und also nach altem Gesetz des Kaisers und Reichs Knecht und Eigner. Lebte ich in den guten alten Ritterzeiten: ich wollte mir mit einer Welt voll Thaten den Namen, des Bastard, erfechten. Sonst heiße ich Eberhard mit Vor- und Zu-

namen; denn der Name Walenfee ist, glaube ich, nichts mehr, als das Feigenblatt auf die Schande meiner Geburt.

Wie dem aber auch ist, ich danke dem Himmel, der mich hat werden lassen, ob ich gleich nicht läugnen kann, daß eine Sünde bei meinem Werden mit geholfen hat. Kein Rigorist wird mir das verdenken; denn auf welch eine Weise hätte ich anders werden sollen? Und was mir Niemand verdenken kann, ich denke, die Sünde die an meiner Existenz geholfen, ist so klein, so leicht, daß sie mit einem Blicke gen Himmel schon versöhnt ist; ich hänge über die Minute, die mir zum Leben verhalf, so viel Morgenröthen, Abendröthen, Regenbogen, so viel Reiz, Lockung, Jugend, Schönheit, Entschuldigung, Leidenschaft, Liebe, Reue, Buße, Opfer, daß ein Engel zur Noth, ohne zu erröthen, auf diese Minute hätte blicken können; und so danke ich meinem Elternpaare für die Mühe, die sie sich haben geben wollen, mich zu zeugen, oder der Na-

tür, oder der Liebe, oder der Leidenschaft, oder dem Zufalle, was es auch ist.

Und was mir an dieser Seite, am Taufschein, am Namen, und daß ich nicht ein Handwerker werden kann, abgeht, hat mir der Zufall zehnmal vergütet. Ein Mensch machte einem Juden über die Feigheit seiner Nation einen Vorwurf. „Nun, Herr, es kommt darauf an," antwortete der Jude, listig lächelnd — „was besser ist, Muth oder Klugheit genug, des Muths zu entbehren. Gott gleicht alles aus. So auch —"

Pah! da kommt der Wundarzt und verbietet mir das Schreiben, das Lesen, das Denken dazu.

Auch die Liebe zu Dir, Rande! verbot er, und bewies mir, daß ein weiser Mann mit einer solchen Wunde an nichts denken müsse, als an die Heilung. Ach, Rande, dieser Wundarzt wäre mein Vater nicht geworden! Aber schreiben soll ich nicht länger, verlangt mein alter Wilhelm, und ich muß gehorchen. Aber nun laufe ich unsre Begebenheit

wieder durch, Deine Großmuth, Deinen Edelmuth, und wie ich vor Dir stand gedemüthigt, und wieder erhoben, und wie ich an Deinem Munde hing: das alles bewegt mein Herz so unbändig; und doch wundern sie sich, wenn meine Wunde aufs neue blutet. Das bewegte Herz sendet ganze Ströme der Liebe, des heißen Bluts überall hin.

Ich soll! So lebe wohl! Lebe wohl, mein Freund!

Walensee an Rande.

Stelle Dir das Bild vor, was ich Dir mahle, einen Mann, dessen Schädel von einer runden, schwarzen, wollenen Perrücke bedeckt ist, die bis auf die großen, buschigen, schwarzen Augenbraunen tritt, und also die ganze Stirn bedeckt. Die Stirn tritt wie ein Dach weit über das Gesicht vor. Tief aus den Augenhöhlen blitzen ein paar schwarze, glänzende Au-

gen hervor, unter denen die Nase des Sokrates steht. Das ganze Gesicht ist voll schwarzer Punkte, die Wirkung eines Experiments mit Pulver, das zu früh aufflog; ein breites, scharfes, vorstehendes Kinn endigt das Gesicht, wie ein vorstehender Dachziegel das Dach. Ein schlottrig umgeworfenes Halstuch, ein grauer Oberrock mit schwarzen Knöpfen und Knopflöchern, schwarze Unterkleider, Strümpfe, die über die Knie gehen und abgestumpfte Schuhe ist die Drapperie dieses Mannes, und dieser Mann ist mein Lehrer.

Wenn er redete, war's wie ein wohlklingender Donner, der aus seiner Brust, aus seiner Seele hervorkam. Er war zum Befehlen gemacht, obgleich er nicht befahl; denn jeder Mensch, der mit ihm in Berührung kam, fühlte sich zum Gehorchen gemacht, obgleich er nicht befahl. Er hieß Herr Magister, und es gab viele Menschen im Dorfe und in unserm Hause, die keinen andern Namen von ihm wußten, als den Magister.

Wir wohnten zusammen in einem kleinen, niedlichen Landhause, auf einem Dorfe, in der schönsten Gegend der Welt, die der Magister allein nicht bewunderte. Er hielt das für eine falsche Empfindsamkeit, und behauptete, das sinnlichfeinste Volk, die Griechen, hätten nie eine schöne Gegend beschrieben.

Wie wir alle zusammen gerathen waren, der Magister, ich und Wilhelm, der Bediente, der aber weder des Magisters, noch mein Bedienter war, wußte kein Mensch. Der Magister erklärte sich nie darüber, der Bediente auch nicht. Die Gegend umher zerbrach sich den Kopf darüber. Denn man wußte doch so viel, daß der Magister ein armer Teufel gewesen war, der aus Noth — sagte man — er lächelte jedesmal dazu, und sagte: „Ja wohl aus Noth!" — Satyren gegen die Landesregierung geschrieben hatte. Das hatte ihn in eine Untersuchung gebracht. Er verschwand, und er fand sich endlich in Bergen, unserm Dorfe, wieder als Herr unsers Hauses, eines großen Gar-

tens, eines großen Ackers, eines Fischteiches, Kalk- und Ziegelbrennerei und so weiter.

Unsere Wirthschaft war eine närrische; dafür erklärte sie jeder, der sie sah, auch jeder Bauer in Bergen, sammt dem Prediger. Der Magister jagte Kinder und das ganze weibliche Geschlecht, wenn er erschien, wie eine Vogelscheuche Sperlinge. Aber es dauerte nicht lange, so söhnte sich das Dorf und der Prediger mit dem Magister aus; denn so häßlich sein Aeußeres war, so schön war sein Inneres, wie die Alten, sagte er selbst, in die hohlen Satyr-Bildsäulen die Grazien und Amorn verbargen.

Ich lernte griechisch früher schreiben, als deutsch. Jeden Morgen hatte ich drei Stunden griechisch; aber diese Stunden wurden meine Sehnsucht; denn der Magister erzählte mir dabei so viel kleine Begebenheiten, und zwar nur sehr tragische oder sehr komische — etwas Andres gehört nicht für Kinder, meinte er —

Den übrigen Theil des Tages war ich im Dorf unter den Bauerknaben, oder im Garten, wo uns der Gärtner pfropfen lehrte, und uns anwies, Blumen und Gemüse zu ziehen. Ich erhielt nie ein ander Essen, als was ich selbst gezogen oder mit Arbeit verdient hatte.

Auf diesen Theil der Erziehung hielt der Magister so genau, so unabänderlich, daß mir der Gedanke gar nicht einmal einfiel, es könnte anders seyn. Ich arbeitete mit Hülfe des Gärtners, der aber mir die Arbeit nicht wegnahm, mein Feld im Garten und ich sammelte mein Obst für den Winter, mein Gemüse, ich vertauschte für meinen Ueberfluß Fleisch, Wein am Tisch, ich hatte meine Heerde Schaafe, die ich kannte, meine Kühe, meine Pferde, die ich als Füllen mit Arbeit, oder Gefälligkeiten gewonnen hatte.

Ich war mein eigener Herr in ganzem Sinne des Wortes Ich hatte Niemandem für Essen und Kleidung zu danken; aber eben diese Vorstellung, mein eigener Herr zu seyn, machte den wilden, unbe-

sonnenen Knaben, der war ich; besonnen und mild, um nicht meine Freiheit zu verwirken, wie einige Male geschah, da man mir die Freiheit zu gehen nahm, weil ich Menschen beleidigt hatte.

An dem Magister hing ich mich immer mit mehr — Liebe nicht; aber mit einem größern Vertrauen und Ehrfurcht, und er lehrte mich, daß so die wahre Liebe nur entstehen kann; denn er war bei weitem der Gelehrteste im Dorfe und der Geachteste. Ich habe ihn wohl spotten, aber nie zürnen sehen; Zorn, sagte er einst, ist das Kind der Schwäche oder der Einfalt.

Sein finstrer Blick, seine Augenbraunen, die er finster über die Augen zog, erfüllten mich mit Schmerz, hatte ich etwas begangen. Er tadelte mich nie auf der Stelle, er mußte mich denn im Zorne getroffen haben; dann verlangte er, ich sollte auf der Stelle meinen Zorn fahren lassen. Aber er nahm mich einige Stunden nach dem Vergehen allein, setzte mir die Natur meines Vergehens aus einander, zeigte mir, wie es entstanden war,

die Mittel, es wieder gut zu machen, und es künftig zu vermeiden, und das alles aus bloßer Besorgniß für meine Ehre, aus bloßer Liebe zu mir.

Er erhielt mein ganzes Herz und mein ganzes Bestreben, ihm gefällig zu seyn; aber ich behielt meine ganze volle Freiheit.

Ich sah recht wohl, daß Wilhelm, der Bediente, ein Wort bei meiner Erziehung mit zu sagen hatte, und daß er oft fand, es sey unschicklich, daß ich hinter dem Pfluge herginge, daß ich, wie ein Bauerknabe leicht und armselig gekleidet war; aber der Magister hatte doch den Menschen gewonnen. Es wurde nichts verändert.

Ich fiel auf die Frage sehr bald: „wer ist mein Vater? wie heiße ich?“ und die Antwort des Magisters war: „Dein Vater starb früh, Deine Mutter, als Du ein Jahr alt warst. Ich war der Freund Deines Vaters, ich nahm Dich zu mir, Dich zu ziehen, bis Du ein Mann wirst.“ Aber ich sah, daß der Magister allemal

bei dieser Antwort verlegen wurde, und Wilhelm noch mehr.

Aber ich liebte den Magister, ich beherrschte Wilhelm. Ich war glücklich, ich fragte nicht mehr, um dem Magister eine Verlegenheit zu ersparen.

So war ich zwölf Jahre alt geworden, in allen edlen Künsten der Menschheit, so nannte der Magister den Ackerbau, den Gartenbau, die Viehzucht, die Gewerbe des Zimmermanns, Maurers, Wagners und so weiter, war ich nicht ungeschickt. Ich wußte griechisch genug und Latein, um mit Vergnügen die Alten zu lesen. Ich studirte Geschichte, ich las sie nicht bloß; denn des Magisters Grundsatz war, ein Mensch muß aus allem, was er liest, Auszüge machen, mit Bemerkungen über das Gelesene, um sich früh zum Denken anzuhalten, und nicht allein zum Wissen. Ich kannte die besten Reisebeschreibungen, die es gab. Ich verstand Mathematik; denn mein Lehrer hatte darüber Platos Grundsatz und auch seine Kenntnisse.

Ich wußte nicht, wie viel ich wußte; denn Niemand sagte es mir, daß ich etwas wußte; aber ich lebte höchst glücklich; denn ich war frei. Ich durfte sagen, was ich dachte, und wie ich es dachte; denn das Schlimmste, was mir wiederfahren konnte, war, daß der Magister sagte: „Du irrest, Eberhard!“ Ich konnte gehen, wohin, wenn ich wollte, und daß ich meine Stunden beim Magister nicht versäumte, war mein freier Wille, oder nur ein kleines Opfer, was ich der Freundschaft brachte. Ich sattelte mein Pferd, ich ritt, ich jagte, ich badete, ich schwärmte umher. Ich war Herr über mein Geld; denn mein Ueberfluß und mein Besitz im Garten, an Felde und Heerden hatte sich vermehrt.

Ich kaufte, ich schenkte, ich half Unglücklichen mit meinem Eigenthum. Ich war im zwölften Jahre fast ein Mann, und in manchen Dingen mehr ein Mann, als Männer von vier und zwanzig Jahren. Daß aber — doch davon Morgen.

Walensee an Rande.

Ich war zwölf Jahre alt, wie mir der Magister ankündigte, er wolle meinen Wunsch erfüllen, und mit mir eine Reise machen. Unsern Wilhelm machte die Reise ängstlich; das sah ich. Ich hörte sogar, daß er mit dem Magister über meine Kleidung auf der Reise stritt. Aber der Magister erhob seine Augenbraunen und seine Stirn, blitzte mit den Augen und donnerte mit der Stimme so gewaltig, daß es bei dem Alten blieb. Ich behielt meinen krausen Lockenkopf, meinen runden Hut mit dem Tannenzweige, mein Jägerwams, meine Stiefeln. Der Magister blieb, wer er war; nur Wilhelm war geputzt, daß ich erstaunte, da er in den Wagen stieg. Ich saß auf meinem wildesten Polaken, und so ging es fort.

In dem ersten Nachtquartier gab mir Wilhelm in sichtlicher Angst einige Regeln des Anstandes, die ich nöthig haben könnte; denn wir können Menschen sehen, denen Sie Ehrerbietung schuldig sind.

„Mehr nicht," rief ich — „als Dir und dem Magister und unserm alten Schulzen im Dorf! Aber was nennest Du mich Sie?" fragte ich erstaunt. Er war verlegen. Er antwortete nicht.

Den dritten Tag wurde er mit jeder Viertelstunde verlegener. Wir fuhren durch eine breite Allee, die sich mit einem Landhause endigte, das rings um mit dickem Wald umgeben war. Wir stiegen beim Förster ab, der uns mit vielen steifen Komplimenten empfing.

Ich sah, daß hier etwas besonderes vorging; allein ich hielt mich an dem Magister, der unverändert war, nur ein wenig spottete. Wir gingen dem Landhause zu, und in der Allee begegnete uns ein Mann mit einem Gefolge.

„Das ist unser durchlauchtiger Herr!" sagte Wilhelm mit einem Seufzer, und stellte sich ehrerbietig an die Seite. Der Anblick des Gefolges, Menschen mit Ordensbändern, und denen die tiefste Ehrerbietung auf die lächelnden Gesichter ge-

prägt war, die langsam schritten, wenn ihr Herr zögerte, und schneller gingen, wenn ihr Herr schneller ging, machte Eindruck auf mich; noch mehr, der Anblick der Bauern, die an der Seite unbeweglich, wie Bildsäulen standen, die Hüte in der Hand, und kaum zu athmen wagten. Nur mein Magister gab mir meinen Muth wieder. Er wollte Wilhelmen eine freie Brust schaffen; und so war er von dem Försterhause an bei einem Beweise, daß auf der Erde nichts furchtbar sey für einen Mann ohne Schuld, nicht einmal das Geschick, das doch mit Königskronen und Fürstenhüten eben so despotisch verfährt, als wären es Schauspielerkronen, „und wollen Sie überlegen, Wilhelm; denn an Verstande dazu fehlts Ihnen nicht,“ fuhr er mit seinem weithin tönenden Basse fort, da der Fürst schon gegen uns ankam — „so würde es Ihnen schwer fallen, einen wirklichen Unterschied zwischen einem Fürst-Schauspieler und zwischen einem wirklichen Fürsten zu finden.“

„Um Gotteswillen schweigen Sie! Man kann Sie ja eine Meile weit verstehen!“

„Das wäre des Mannes Schade nicht, der daher kommt; denn die hinter ihm gleichen den Löwen an Salomons Thron, golden und stumm, und wüßten Sie auch etwas: so sagen Sie mit Agamemnons Sklaven: „βους επι γλωσση μεγας βεβηκεν!“ So wirst Du, mein Sohn Eberhard, hoffe ich, zu Deiner freien Seele nie sagen.“

„Gewiß nicht, lieber Freund!“ rief ich, und meine ganze Freimüthigkeit war wieder da.

Wilhelm wollte den Magister an die Seite drängen; aber der Magister ging gerade vorwärts und gerade auf; der Fürst redete ihn an: „Wer sind Sie?“

„Ich heiße Horn, Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste.“

Das Gefolge lächelte, der Fürst auch. „Gut,“ sagte der Fürst ernsthaft — „so werden Sie unsern Streit entscheiden kön-

nen. Ich habe mit den Herren da philosophirt."

„Mit den Herren?" fragte der Magister, und gab ihnen ihr Lächeln zurück und mit Zinsen.

„Die Herren, glauben Sie mir, wissen alles."

„Ein Philosoph ist schon bescheidner."

„Ei, ei! die Tugend lobt man an euch Herren eben nicht!"

„So sind's keine Philosophen."

Hier warf der Fürst einen Blick auf mich. „Wer ist der Knabe?"

„Mein Schüler und mein Freund."

Ein Blick des Fürsten auf sein Gefolge entfernte es von uns. Wilhelm stand in ehrerbietiger Ferne. Der Fürst nickte ihm freundlich zu. „Nun halten Sie Ihre Erziehung für gelungen, Doctor?" fragte er zugleich, und ohne seine Antwort abzuwarten, that er mir ein Dutzend Fragen hinter einander, die ich kaum beantworten konnte, und auf jede Antwort sagte er: „Schön! recht schön!"

Er streichelte meine Wange. Er lobte meine gesunde Farbe, meinen Anstand sogar. „Er hat einen Tanzmeister gehabt? fragte er."

„Er hat ihn noch," antwortete der Magister — „und wird ihn behalten, einen freien Sinn."

„Ich will mich des Knaben annehmen, Doctor, und für sein Glück sorgen. Aber ich will ihn näher kennen lernen. Sie bleiben ein paar Tage hier."

Er nickte dem Magister zu, faßte meine Hand, und ging mit mir dem Hause zu, aber auf Umwegen. „Mein Sohn, mein lieber Sohn," hob er jetzt zärtlicher an — „wie hast Du denn gelebt bei Deinem Lehrer?"

Ich beschrieb ihm unser Leben, meine Erziehung; aber mit jedem Augenblicke nahm meine Ehrerbietung gegen den Mann zu; denn was er sagte, war so sicher gesagt. Er redete mit jedem, der ihm begegnete; und uns begegnete der ganze Schwarm der Hofleute. Er lenkte sie mit Blicken. Kurz, er schien mir ein gebor-

ner Fürst, und die Theilnahme an mir, bewegte mein ganzes Herz.

Er führte mich die hohen Stufen vor dem Jagdschlosse hinauf. „Sey nicht furchtsam, mein Kind!“ sagte er mit einer sanften Stimme.

„Was könnte ich fürchten?“ fragte ich — „Ich bin an der Seite eines Fürsten und eines Menschen.“

„Bist Du das?“ fragte er freundlich — „und wohl mehr als das,“ setzte er hinzu mit einer bewegten Stimme. Er drückte mich schnell in dem dunklen Korridor an seine Brust, an seine Lippen. Dann öffnete er eine Thür, und führte mich noch in ein Zimmer, wo zwei Damen waren und ein junges Mädchen.

Ich war unglaublich bestürzt; denn die eine Dame schien mir eine Göttin, so einfach sie gekleidet war. Der Fürst blieb mit mir an der Thür stehen, ohne ein Wort zu sagen. „Welche Freude wird größer seyn, Madame?“ fragte er lächelnd.

„O mein Gott!“ rief die Dame, und trat mir majestätisch und höchst bewegt einen Schritt entgegen. „Wer ist das?“

„Wie heißt Du?“ fragte der Fürst mich — „sey dreist, wie heißt Du?“

„Eberhard!“ sagte ich zitternd mit Thränen in den Augen; denn der Ton der Dame hatte mich unbeschreiblich erschüttert.

Sie breitete die Arme aus, und ließ sie wieder sinken. Der Fürst sagte: „Geh näher, Eberhard! das ist eine theure Verwandtin von Dir.“

Das Wort „Verwandtin,“ das ganze Wesen, Wilhelms ängstliche Worte, das Räthselhafte in meinem Leben, alles das sagte mir, es wäre meine Mutter, die vor mir stand. Ich kniete vor ihr hin; ich beugte mein Haupt auf ihre Füße. Ich war außer mir vor Sehnsucht, vor Liebe, vor den wunderbarsten Empfindungen, die meine Seele bewegten, wie ein tobender Sturmwind das Meer.

„O mein Gott!“ rief die Dame erschreckt, und mich doch an ihre Brust emvor hebend — „Weiß er? O nein!“

Der Fürst fragte mich: „Was bewegt Dich so, mein Kind?“

„Alles!“ rief ich — „alles! Diese edlen Augen voll Thränen, diese hohe Gestalt der Frau. Ach, so, so dachte ich in meinen Träumen, so würde einst meine Mutter zu mir treten, wenn sie noch lebte. So! so! Aber dann würde sie das verlassene Kind in ihre Arme nehmen, an das volle Mutterherz, und sagen: mein Eberhard! mein verlassener Eberhard!“

Sie stürzte von mir zurück, und bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen; aber dann kam sie zu mir, umarmte mich, und rief: „O mein Eberhard! mein verlassener Eberhard!“

Ich warf mich ihr auf's Neue zu Füßen; ich umarmte ihre Knie; ich klammerte mich an ihr Gewand, da der Fürst sie zurückführen wollte. Sie redeten ein paar Worte französisch, und dann hob

mich der Fürst empor. „Es ist Deine Mutter nicht; aber es ist eine Freundin Deiner Mutter. Das hat sie bewegt. Geh, heiße dort die Kleine willkommen! Viktorie, heiße ihn willkommen!"

Das Mädchen trat beschämt mir näher; sie war zehn Jahre alt. „O liebe ihn von Herzen, Viktorie!" sagte die Dame. Wir standen beide vor einander. Die Dame legte die beiden Arme des Mädchens um meinen Hals, der Fürst meine um Viktoriens. Das Mädchen sprang dann schnell in die Arme der andern Dame, die ehrerbietig zurückstand, mit dem Ausruf: „O meine Mutter!"

Ich betrachtete die Frau, die Viktorie Mutter nannte. Ich warf aber einen Blick voll unendlicher Liebe, voll eines großen Schmerzes auf die andre Dame. „O," sagte ich — „Niemand liebt mich, als mein Lehrer! Sein Sohn bin ich! Sein!"

Lächelnd, aber mit einer schönen Wehmuth, sagte die Dame, ihre Hand auf mein Haupt legend: „Es lieben Dich

auch andere! Aber jetzt ist es genug! Ich kann nicht mehr!“ Sie sah mich starr an, dann ging sie mit der Mutter Viktoriens und mit Viktorien in ein anderes Zimmer.

Der Fürst sah zur Thür hinaus. Wilhelm kam ins Zimmer. Der Fürst sprach leise mit ihm in einem Fenster, auf mich hinwinkend. Dann gab er mir die Hand, ermahnte mich, meinem Lehrer gehorsam zu seyn, und Wilhelm führte mich wieder in des Försters Haus.

Mein Lehrer ging nun nach dem Jagdschlosse. Er kam mit hellleuchtenden Augen zurück, und rief, da er zu mir ins Zimmer trat: „O Göttergleiches Weib!“

„O Göttergleiches Weib!“ wiederholte ich. Ich erwartete nun einen Aufschluß aller Räthsel; aber der Magister ließ den Wagen zurecht machen. Ich stieg zu Pferde, wir reisten weiter, und dann zurück nach Hause. Ich fragte den Magister, was das alles heißen sollte?

„Etwas Gutes, mein Sohn! Aber glaube mir, schweigen ist jetzt besser als

reden!" Und sagte er das: so war alles Forschen vergebens. Ich schwieg, Wilhelm hätte wohl reden können; aber ich war zu stolz, ihn zu fragen. Ich hätte das Geheimniß stehlen müssen; und stehlen wollte ich es nicht. Aber die Gestalt der Frau, ihr Gesicht, ihr schönes in Thränen schwimmendes Auge blieb mir im Gedächtniß. Sie war das Ideal der Schönheit, ich nannte sie Mutter, und hundertmal wiederholte ich: „O Göttergleiches Weib!" Und der Magister sagte mit: „O Göttergleiches Weib!"

Walensee an Rande.

Das Göttergleiche Weib, wie sie mein Magister nannte, stand von nun an wie ein Schutzgeist neben mir. Mein Lehrer durfte nur einmal bei etwas Schwierigem mir sagen: „Die Frau erwartet noch mehr von Dir, Eberhard, als das!"

und ich strengte alle meine Kräfte an, das weiteste Ziel zu erreichen. Die Alten blieben noch meine einzige Lektüre. Mein Lehrer war ein großer Philolog, und ein feiner Kenner der Schönheiten seiner Schriftsteller. Ich fing an, sie innig zu lieben, weil ich sie verstand.

Aber hinter den Büchern durfte ich nicht liegen; „denn der Mensch," sagte er — „gehört unter die Menschen, nicht unter die Todten, wie ich, leider! gehöre. Eben darum!" rief er mit blitzenden Augen und gerunzelter Stirn — „eben darum fehlt unsern Büchern der lebendige Athem der Alten. Wir schreiben, was wir denken; sie schrieben, was sie im Leben erlebten, erfuhren, fühlten, und so trat ins Leben lebendig zurück, was sie gedacht hatten.

So lebte ich im Dorfe, unter den Bauerknaben, deren Anführer, deren Entscheider ich war. Oder ich sprengte in der Nachbarschaft umher auf einem flüchtigen Renner, oder ich war im Walde mit der Büchse auf der Jagd, oder auf dem

Felde bei den Pflügern, und in der Erndte half ich so gut als einer.

Ich herrschte nicht, und wurde nicht beherrscht. Aber ich wurde geliebt; denn ich war reich, und ich wurde mit jedem Monate reicher. Ein Feld nach dem andern fiel mir als Eigenthum zu, und so hatte ich, um meine Neigung, Wohlthaten zu erzeigen, zu befriedigen.

So ging ein Jahr nach dem andern hin. Immer fragte ich: „Werden wir nicht einmal wieder nach dem Jagdschlosse gehen?“ und immer antwortete der Magister: „Das wird sich finden!“

Nun kam ein Engländer in unser Haus, der mich seine Sprache lehren mußte. „Noch zu früh!“ brummte der Magister, und eben daraus sah ich, daß meine Erziehung nicht ganz von ihm abhing. Der Engländer war ein feiner Mann. Er war ein Gelehrter. Er faßte nach vier Wochen die tiefste Achtung für meinen Lehrer, über den er anfangs lächelte. Er liebte mich; denn meine ungebundene Freiheitsliebe war dem Eng-

länder lieb. Er gab mir seine Schriftsteller, und in meinem Herzen ergoß sich jetzt ein Strom von Theilnahme für seine Schriften, den ich bei den Griechen und Römern doch nicht gefühlt hatte.

Sie gehörten meinem Geiste näher an. Shakespeares Trauerspiele erhoben mich in eine andere Welt, in das unendliche Reich der Geister, und schlugen aus meinen Augen Thränen und aus meinem Herzen Flammen. Der Grieche mahlte mir den Schmerz, das harte, zerstörende Geschick, und den Menschen, der unter der eisernen Faust der Parzen zu Boden gedrückt wird. Der Britte mahlte mir meine Welt, das frische Leben des Helden, die stolze, allmächtige Kraft des Willens, der selbst gegen das Schicksal kämpft, und siegend fällt. Menschen sind Götter, und Gottes Liebe hat sie seegnend umfaßt.

Dieses goldne Zeitalter meines Geistes fiel auch mit dem goldnen Zeitalter meines bewegten Herzens zusammen. Ich hatte Richardsons Romane gelesen, und

ich wußte nicht, in welche Pforte des doppelten Lebens ich eintreten sollte: in die Ehrenpforte des Ruhms, oder in die Rosenthür der Liebe, die mein unschuldiges Herz mir jetzt, schöner als der Britte sie mahlen konnte, in stillen Träumen zeigte.

„Göttergleiches Weib!“ rief ich, und ich umhüllte die hohe Gestalt des Weibes mit den Reizen der unschuldigen Jugend, und Liebe und Ruhm, und die Alten und Neuen schlugen in mir zu hohen Flammen zusammen. Ich wollte ins Leben.

Der Engländer that noch mehr. Er gab mir Sitten. Ich sah ihm alles ab. Ein Glück war es, daß er kein Geck war. Aber nun wollte ich hinaus ins Leben. Mein Haus, mein Dorf, meine Gegend wurde ein dunkles Kloster, in dem ich nur wünschen — denn was anders ist das Gebet? — nicht arbeiten konnte.

Walensee an Rande.

Mein Magister sah mich groß an, da ich ihm meinen Plan sagte. „Sehen, die Welt sehen?" rief er — „wie, Eberhard? wie? wie habe ich das zu nehmen? Was kannst Du an der Welt sehen, was hier nicht auch zu Hause wäre? Setze dort den Meilenzeiger tausendmal zusammen: so hast Du Memnons Obelisk! Den Bach lege tausendmal unter und übereinander: Du hast den Ganges. Ist denn etwas Großes am Leben, auf der Erde, als die Idee? Nein Eberhard, das habe ich Dich nicht gelehrt, das nicht, daß Deine Sehnsucht nach dem Raume, nach der Weite verlangen sollte, und nicht nach dem Unendlichen, nach dem Erhabenen, nach dem Ewigen in Dir. Mich willst Du verlassen? mich alten Mann, dessen Lebensfaden die Parze in Deinen so eng hinein gesponnen hat, daß er reißen muß, wenn Du Dich von meinem Herzen reißest? Ist denn Deine Liebe gegen mich nur eine jugendliche Gewohnheit,

nicht ein Band, das in die Zukunft hinausreicht? So geh, Undankbarer, geh! Laß den alten blinden Oedip, dessen Licht Du warst, auf dem dunkeln Wege des Alters sich freudenlos ans Grab tappen! Vergebens wirst Du Menschen suchen, die Dich lieben, wie wir. Du suchst Lorbeerkränze, und Dornenkronen wirst Du finden!"

Zum erstenmale sah ich Thränen an den Wimpern des Alten hangen. Ich konnte nicht widerstehen. Ich versprach zu bleiben. Aber das Leben wurde mir nun ein Gefängniß. Ich mußte schweigen; denn ich hatte mein Wort gegeben.

Da faßte einen Morgen mein Lehrer meine Hand, und rief, seine schwarzen Braunen herabsenkend: „Du sollst gehen, Eberhard! Du sollst! Was ist an dem alten Mann gelegen, und seinem Schmerze? Sey froh! sey glücklich! Und findest Du in der Welt nicht, was Du suchst, Nahrung für Deine tugendhafte Sehnsucht, die nur in den armen Leben keimt, nicht Frucht trägt: so — komm zurück,

und thue, was ich that, träume die beßre Welt, die Du nicht schaffen kannst."

Man packte meine Sachen, und an einem schönen Aprilmorgen setzte der Abschied von meinem alten Lehrer, von der Gegend, von meiner Jugend Spielgefährten, von dem ganzen Dorfe seine Dolche in mein Herz. „Ach, schwere Thränentropfen, liebster Magister," sagte ich — „hat der Abschied an mein Auge gehängt!"

„Eberhard!" sagte der alte Mann weich — „an den nachblickenden Augen werden sie länger hangen, als an Deinen, die jetzt hinausblicken in die Triumphpforten der Ehre und des Ruhms. O Eberhard, ich habe Dir gegeben, was in dem Leben für eine hohe Seele Werth hat, die Liebe zur Freiheit, zur Wahrheit; denn das ist Tugend. Das Geschick wird Dir Reichthümer geben, und Rang. Gieb nichts dafür hin, von dem, was wahrhaft Dein ist. „Er reichte mir die Hand, und wendete sich ab.

Ich konnte nicht in den Wagen steigen, in dem der Engländer und Wilhelm, die mich begleiten sollten, schon saßen. Ich setzte mich zu Pferde, um ungestört den Schmerz des Scheidens von dem theuren Weisen, meinem Lehrer, fühlen zu können. Aber da ich oben auf der Höhe war, die unser Thal von dem benachbarten Dorfe trennte, und vor mir die Erde mit Gehölz, Hügeln, Dörfern und Städten ausgebreitet lag, da war alles jugendlich vergessen. Ich sprengte hinab, so daß der Wagen mir kaum nachkonnte.

Den andern Tag hielten wir vor einem Landhause. Mein Wilhelm führte mich mit einer größern Ehrerbietung als gewöhnlich hinein, und ich stand wieder vor der Dame mit der hohen Gestalt, und an ihrer Seite stand wieder eine hohe Jungfrau, jene Viktorie aus dem Jagdschlosse.

„Graf Walensee!" sagte die Dame freundlich, auf mich blickend.

Ich beugte mich; aber gerührt sagte ich: „Ich hatte einen theurern Namen

erwartet, der mir zu dieser Stellung das Recht gab." Ich knieete hin vor der Frau. Ich faßte ihre Hand, ich benetzte die Hand mit Thränen, und sagte leise: „Ich habe nie das Wort „Mutter" sagen dürfen."

„Sagen Sie es, ich will Sie Sohn nennen," sagte die Frau mit höchst bewegter Stimme. Aber nach einer Minute, in der sie sich faßte, setzte sie hinzu: „So finden Sie hier noch einen Namen: den Namen: „Schwester!" Nenne ihn Bruder, Viktorie! Es kann seyn, Graf Walensee, daß ich bald dieses Mädchen Ihrer brüderlichen Freundschaft empfehlen muß! Nenne ihn Bruder!"

„Mein Bruder, mein Bruder!" sagte das Mädchen mit einem heißen Strom von Thränen — „mein Bruder Eberhard!"

„Ist sie meine Schwester?" fragte ich die Dame.

„Sagt Ihnen Ihr Herz nichts? nichts? gar nichts?"

„Mein Herz sagt mir, daß vor Ihnen Ihre Kinder knieen." Ich knieete nieder,

Viktorie, ihren Arm um meinen Hals geschlungen, neben mir. Da brach das Herz der Frau. Sie nahm mich, dann Viktorien, dann uns beide in ihre Arme. Sie vergoß Thränen. Es war ein rührendes Schauspiel. Ich war erschüttert; denn sie nannte mich einmal über das andere „Sohn!“

Aber nach ein paar Augenblicken hatte sie die ruhige, hohe Fassung wieder.

„Graf Walensee,“ sagte sie — „ich habe Ihnen hier das Papier zu übergeben, das Ihnen Ihren Namen giebt, und Ihren Rang. Ich habe es versprechen müssen, Sie zu bereden, Namen und Rang zu nehmen. Sie wurden von einem Philosophen erzogen, für die Freiheit, für die Tugend, für das Glück auch, wenn es seyn kann. Ich wollte Ihnen Ihre Freiheit nicht beschränken. Ich habe sie Ihnen erhalten. Sie sind Herr Ihres Geschicks. Diese Wechsel und diese Papiere, die Ihnen den Besitz eines reichen Gutes geben, machen Sie, wenn sie kein Verschwender sind, vollkommen unabhän-

gig von allen Menschen. Ein Geheimniß ruht, wie Sie sehen, auf Ihrer Geburt. Lassen Sie es noch eine Zeit unangetastet, damit Sie Ihr eigner Herr bleiben. Ich that, was ich konnte, Sie glücklich zu machen. Ihr Rang als Graf — ich bitte Sie, achten Sie ihn, so viel Sie können! Und nun, mein Sohn, leben Sie wohl! Sie müssen jetzt fort!"

Sie reichte mir die Hand und fragte: „Wollen Sie den Namen ehren?"

„Nicht mehr, als mich selbst," mußte ich antworten.

„Ich werde Sie an Ihr Versprechen erinnern, wenn Sie es zu vergessen scheinen."

Viktorie umarmte mich, nannte mich Bruder; dann verschwanden sie beide in ein Nebenzimmer. Ich stand wie halb träumend. Der jugendliche Reiz war von der hohen Gestalt verschwunden; aber ich sagte mit tiefer, wahrer Empfindung ihr leise nach: „O göttergleiches Weib!" Ihr Portrait hing im Zimmer im stolzen Schmucke der Jugendschönheit.

Ich wendete mich an das Bild, und rief: „O habe Du eine Mutterstimme für mich!"

Ich ging, ich stieß im Garten auf Arbeiter. Ich fragte nicht nach dem Namen des Guts, nicht nach dem Namen der Besitzerin. Ich ließ das Geheimniß unangetastet, wie sie es wollte. Wilhelm und der Engländer nannten mich seitdem: „Herr Graf!"

Sieh Rande, das alles war gut! Dieses Geheimnißvolle, dieses Inkognito machte mir die Welt, in die ich hinein wollte, zu meinem Eigenthum. Ich hatte nur mir Rechenschaft abzulegen, Niemanden weiter auf der Erde. Abenteuer drängten sich mir entgegen, und ich schwor, keinem aus dem Wege zu gehen. Des Engländers und Wilhelms Begleitung wurde mir zuwider. Ich hätte sie abschütteln mögen, um ganz allein wie ein Pilger die Erde zu durchwallen, und mein Geschick, Glück oder Unglück zu suchen oder zu tragen.

Ich beschloß, und ich traute mir den Muth zu, meinen Entschluß auszuführen,

drei Jahre die Erde zu durchirren, ohne mein Herz an etwas zu hängen. Drei Jahre wollte ich der bloße Zuschauer der Menschen seyn, dann mein Geschick wählen, ein thatenvolles oder ein Leben voll Ruhe, wie mein alter weiser Lehrer.

Ehe ich es verdient hatte, warf mir der Himmel den Freund in meinen Weg, Dich, geliebter Rande! Unser unglücklich-glückliche Streit, Deine edle Großmuth, Deine stille Größe, Deine freundliche Milde gegen den übermüthigen Jüngling, gegen mich, zog mein Herz auf ewig an Deines. Ich erwarb Dich, Rande, mit einer Demüthigung, die mein Engländer für Feigheit ausgab. Auf einmal sah ich des Menschen Schlechtigkeit. Ich sagte ihm ruhig, daß wir uns trennen müßten. Er drohete mir mit den Befehlen, mit dem Zorn des Fürsten.

„Sie haben Befehle von dem Fürsten," sagte ich ruhig — „welche? Drohungen haben Sie von ihm an mich? Welche? reden Sie kühn! Ist das Geld, was ich habe, der Titel, womit Sie mich

benennen, sein: so nehmen Sie es zurück! Ich will arm seyn, aber frei. Wir sehen uns heute zum letzten Male."

Jetzt fing er an zu bitten. Nach den Drohungen war die Bitte empörend. Ich hieß ihn gehen. Ich zahlte ihm eine Summe, und er nahm sie mit habsüchtigen Blicken. O wo hatte ich mein Auge, da ich ihn meinen Freund nannte! Er ging. „Hast Du etwas zu sagen, Wilhelm?" fragte ich Wilhelm mit ernstem Blick — „so rede; denn ich will Herr seyn."

Wilhelm bückte sich. „O" rief er dann schmerzlich — „das habe ich nicht verdient; denn ich liebte Sie von Kindheit an!"

„Und das ehre ich, Wilhelm! Der Engländer aber liebte mich nicht, und machte meinen Spion, glaube ich."

Hier erröthete Wilhelm, und zitterte. Ich sah, er war nichts besseres. Ich gab ihm lachend die Hand. Er wollte mir alles entdecken. Ich bat ihn zu schweigen. Ich mochte nichts wissen, was man ihm verboten hatte, mir zu sagen, und

was mich in dem süßen Traume meiner Unabhängigkeit gestört hatte.

Sieh, so weit, mein Nande, bin ich seit gestern. Meine Wunde, die von der Habsucht des Wundarztes tödtlich erklärt wurde, hat sich geschlossen. Morgen gehe ich weiter. Statt meines prächtigen Wagens habe ich einen bequemen Reisewagen. Den neuen Bedienten habe ich abgeschafft, unter vielen Einwürfen Wilhelms, der durchaus will, ich soll meinem Range Ehre machen.

So leb wohl, Nande! Noch einmal verspreche ich Dir, mein Herz soll Dir offen stehen. Keines meiner Gefühle, keinen meiner Entschlüsse will ich Dir je verschweigen. Du sollst das Orakel seyn, das ich fragen will; Du sollst der Schutzgeist seyn, der mir zur Seite steht, und dann die hohe, himmlische Gestalt meiner Mutter. Lebe wohl!

Walensee an Rande.

M***.

O Rande, hier bin ich, dreißig Meilen von Dir entfernt! So wie ich jetzt die Hand nach Dir ausbreite: so, o so, mit eben dem pochenden Herzen streckte ich sie schon seit Jahren aus, nach dem Freunde, der mir nicht im schnellen Fluge der Zeit verrauscht, wie die Jugend; der bei mir, in mir stehen bleibt, wie das Bewußtseyn meiner selbst, unverändert; der, wenn das Alter meine Pulsadern zu Knorpel verknöchert, den immer warmen Strom eines geistigen Bluts durch die schlagenden Gefäße meines Geistes gießt, in dessen Umarmung ewig die Jahrszeiten des Lebens wieder aufblühen, wie in den Tropfen Blüthen und Früchte an Einem Zweige hangen.

O mein Rande, meine Hand hat die Hand dieses Freundes gefaßt! Du bist es! Und Dir kann ich es sagen: ich habe hier den dritten Mann zu unserm Bunde gefunden, und lächelnd setze ich

hinzu: ich habe hier die Vollendung des Glücks, eine Geliebte, gefunden.

Lächelnd, setze ich das hinzu. Wenigstens ist mein Herz in allen seinen Tiefen in Bewegung gerathen. Es ist, als säße ich auf der Spitze eines Weinbergs, und der warme Juniuswind wühlt in den Blüthen des Weinbergs, und treibt die Wolke der Wohlgerüche um mich her, bis zum betäubenden Schlummer; und doch ist's wieder eine Begeisterung, die das schlummernde Leben in allen Tiefen rege macht und erweckt. Ich habe nie so die Lust des Lebens gefühlt, alle Quellen des Seyns spritzen frisch in meinem Herzen auf, reißen mich hin in ein magisches Land, wo ich wieder, wie Rinaldo, an Blumenfesseln hange, that= und kraftlos, in härmender Sehnsucht mich verzehre.

Ich erröthe tausendmal, daß ein solches Mädchen — ein solches Mädchen? O beim Himmel, soll auch ich, wie die Elenden, deren Herzen keiner Wunder fähig sind, an keine Wunder glauben?

Doch ist's am besten, ich erzähle Dir ganz einfach, wie mein Herz in diesen Tumult gerathen ist! Zuvor muß ich Dir sagen, daß ich eben nicht die beste Meinung von dem weiblichen Geschlechte aus meiner Einsamkeit in die Welt mitbrachte. Mein alter Magister und Euripides, der Weiberfeind, hatten einen großen Einfluß auf meine Meinung vom weiblichen Geschlecht gehabt, und der Monat, den ich in der Welt lebte, ehe ich hieher kam, hatte ihnen Recht gegeben. Mein Engländer spottete, wenn von Liebe die Rede war. „Zum Tändeln," sagte er — „sind Sie gerade gut genug. Sie sind da, um jeden Geburtstag zu behalten; und können Sie etwas aufputzen, es sey eine Leiche, oder sich selbst, oder eine Geburtstagstorte: so sind Sie glücklich."

So kam ich hier an. Ich gehe den andern Tag ins Schauspiel. „Wer ist die Schauspielerin?" frage ich einen jungen Mann, der neben mir in der Loge sitzt.

„Ein weiblicher Proteus, ein Kamäleon, eine Grazie, eine Liebesgöttin dazu,

und wie man sagt, die Urania, flammend und lockend wie Sappho, weise wie Aspasia, und keusch wie irgend eine Kalender-Heilige. Als Schauspielerin heute erregt sie Ihre Bewunderung, morgen als Tänzerin Ihre Begierden, und übermorgen sterben Sie vor Sehnsucht an den Tönen ihrer Stimme."

„In der That sie ist schön!"

„In der That, das ist sie, und noch reizender als schön, und witziger noch als reizend, und weiser noch als alles andere."

„Und das alles ächt? reines Gold?"

„Wenn es nicht ächt ist: so ist die Kunst bewunderungswürdig, und fast so viel werth, als die Materie bei andern, von der eben die Frage gilt: ist sie ächt? Eine Heilige, sagte ich, aber muthig, keck und froh. Sie weist keine Versuchung ab, als hätte sie den Teufel fromm gemacht."

Mein Nachbar hatte Recht. Ich sah sie als Tänzerin, ich hörte sie als Sängerin, und ich schwor meinem Logennachbar

zu, mit dem ich bekannter geworden war, ich wollte sie näher kennen lernen.

Ich war mit dem Grafen Schlagborn — so hieß er — in einem Wirthshause bei der Stadt, wohin Sophie — so heißt das Mädchen — oft kommen sollte. An einem Tische saßen Herren und spielten. Ich gehe durch ein Nebenzimmer, das voll Menschen ist. „Wenn man ihm einen Wink geben könnte; denn sie betrügen den armen Menschen. Es ist eine Schande, daß die Herren das zugeben."

„Was kann man machen?" sagt ein junger Mann — „Rolfs ist Offizier und ein glücklicher Schläger, der sein Leben an seine Ehre setzt."

Ich frage, wen man betrügt, und höre, einen jungen Mann an dem Tische in unserm Zimmer.

„So?" sage ich, und gehe sogleich in unser Zimmer zurück. Einige Damen kamen nach. Ich stelle mich an den Spieltisch. Ich verstehe kein Spiel; aber ich sehe an den Winken, an Zeichen, die sich

die Herren gaben, daß man den vierten Mann betrügt. Er verlor ungeheuer; denn er war hitzig geworden.

Ich legte ihm ruhig die Hand auf die Schulter, und sagte: „Lieber Herr, statt so auf Ihre Karten zu achten, achten Sie lieber auf die Gesichter der drei Herren. Man betrügt Sie!"

Pah! da waren die Karten auf den Tisch geworfen, und ein vierschrötiger Kerl, in Uniform, trat auf mich zu mit einem Gesichte, auf das der Teufel seine Signaturen gedrückt hatte, so sichtlich, daß man nicht irren konnte. „Wer betrügt?" fragte er barsch.

„Sie, Sie!"

„Wer sind Sie, mein Herr?"

„Ein Physiognom, und auf Ihrem Gesichte steht ein Spitzbube!" (Ich war meiner Sache gewiß; denn Schlagborn hatte mir gesagt, der Kerl wäre ein Erzschurke.)

Er streckte wüthend die Hand nach meiner Brust aus; aber ich mit meiner Kraft faßte ihn, und warf ihn zwischen

Tisch und Stühle nieder. Die andern beiden traten herzu; aber Schlagborn stand an meiner Seite, mit einem drohenden Gesichte, das die Herren in Ordnung hielt.

Der Spitzbube stand wieder vor mir, doch ein wenig kleinmüthiger; denn so stark er seyn mochte, ich war ihm zu gewandt. „Sind Sie ein Mann von Ehre," sagte er ganz gravitätisch — „so habe ich ein paar Worte mit Ihnen allein zu reden."

„Herr," rief ich — denn es war der erste Strauß von der Art; er machte mich lustig — „Herr, ich trüge an Ihrer Stelle eine dreifache Maske, und doch würden die scharfen Spitzbubenzüge, die Steckbriefe auf Ihrem Gesichte durchscheinen. Sagen Sie doch, Sie hätten Ihr Gesicht gestohlen, wie Ihre Uniform. Schlagborn, sehen die schnurgeraden Augenbraunen nicht aus als Galgenarme? und der zusammen gekniffene Mund als Daumschrauben? Warum stehlen Sie nicht zuerst der Unschuld ein Lächeln ab?

Wer kann mit diesem Diebsschlüssel vom Gesicht am hellen lichten Tage stehlen?"

„Für den feigherzigsten Schurken erkläre ich Sie," rief er wüthend — „wenn Sie nicht mit mir gehen!" Er drückte seinen Hut in das Gesicht, und steckte seinen Degen an. „Wer sind Sie?" fragte er zähneknirschend.

„Graf Walensee," antwortete Schlagborn für mich. „Aber Walensee," setzte er hinzu; denn ich nahm meinen Hut — „Sie sollen nicht eher mit ihm gehen, als bis er sagt, wer er ist. Sein Offizierpatent soll er zeigen. Sonst laß ich Sie festnehmen, mein Herr Rolfs! Ihre Rolle ist hier ausgespielt. Ich habe Aufträge von D**dt."

„Er hat noch eine Rolle mit mir zu spielen!" sagte ich — „Ich will sehen, ob ein Bursche, wie der, den Degen so gut führt, als einen Dietrich. Kommen Sie! Kommen Sie, ehrliche Seele!"

Aber mein Mann erblaßte, da Schlagborn D**dt nannte. Er rief: „Schon gut! schon gut!" und ver-

verließ eilig das Zimmer und den Garten. Die beiden andern schlichen davon.

In dem Augenblicke stand die schöne Schauspielerin vor mir, mit einem Gesichte, von dem ein Frühling ausstrahlte, und sagte: „Herr Graf, es ist ein schönes Schauspiel, einen entschlossenen Mann zu sehen!“

Das überraschte mich so, daß ich antwortete: „Das Schönste ist, einen Engel sehen!“ Ich bückte mich auf ihre Hand. Sie ließ mir ihre Hand; und da ich und sie im Gehen waren, gingen wir weiter in den Garten, die Allee auf und ab, und der Himmel weiß, was ich, und wie ich es sagte; denn sie hörte nicht auf zu lachen. Ich war gewiß sehr ernsthaft; denn ich sah sie an meiner Seite gehen, ich konnte sie betrachten, das himmlische, klare, lächelnde Gesicht, das sie mir ganz zugewendet hatte; diese volle Liebesgöttin, und doch wie in einem Vestalen Schleier gewickelt.

Ich sagte ihr, wie ich gewünscht hätte, sie zu sehen, sie zu sprechen, und daß ich

hier wäre, nur um sie zu sehen. Ich sagte ihr, welch einen Eindruck sie auf mein Herz gemacht hätte.

„Und da Sie ein so guter Physiognom sind, Herr Graf," sagte sie lachend — „sehen Sie auf meinem Gesichte nicht einen Zug, der Ihnen verbietet, so mit mir zu reden?"

Ich sah ihr lange forschend und untersuchend ins Gesicht. „Nein, beim Himmel! nicht Einen Zug von Prüderie, Heuchelei, Koketterie sehe ich in diesem schönen Oval; und sehe ich noch fünf Minuten in diese hellen Augen, auf diesen freundlichen Mund, in diese schöne Rosengrübchen Ihrer Wange: so werde ich Ihnen sagen, daß ich Sie unendlich liebe, weil ich Sie unendlich liebe!"

„Gestehen Sie, Herr Graf, Sie haben eine üble Meinung von mir!"

„Lassen Sie sehen, Sophie! Ich hielt Sie, ehe ich Sie kannte, für eine Aspasia, für eine Grazie, für eine Heilige auch. Zwar, wenn ich Sie dachte, von hundert Männern umgeben, die vor

Ihnen knieen: so blieb von der Heiligen nur das Herz; die Phantasie, die Sinne sündigten. O Sophie, Sophie, wie hätten Sie der Liebe, die Sie selbst schufen, widerstehen können!“

„Herr Graf, wer sagt denn, daß ich widerstanden habe; aber nur der Liebe! der Liebe nur! Ich weiß nicht, wie Sie über die Liebe denken. Ich bin auch ein wenig Physiognom. Nach Ihrem Gesicht zu urtheilen, müßten Sie mich verstehen.“

„Auch verstehe ich Sie. Die Liebe ist das Glück des Lebens; aber eine himmlische Blüthe, in deren magischem Duft jede Tugend in uns gedeiht, das Herz sich erhebt über die Begierde, über die Sinne. O und so wollte ich, daß ich Sie lieben könnte!“

„Der Vorwurf ist bitter, Herr Graf!“

„Bitter? Vorwurf? Ich weiß nicht, was Sie meinen. Aber ich fühle das in den bewegten Tiefen meiner Seele, daß ich Sie so lieben würde, müßte, wollte, kennte ich Sie länger.“

„Versteh' ich Sie jetzt: so soll mich das ehren, was mir ein Vorwurf schien. Aber Liebe sey, was sie sey: so steht sie nicht unter dem Gesetz des Denkens, und so, Herr Graf!" Sie verbeugte sich tief, und ging an ihren Wagen.

„Sey sie, was sie sey: ich fühle, daß ich Sie nicht verlassen kann, ohne mich mit Ihnen zu verständigen, so oder so." Ich stieg mit ihr in den Wagen. Sie lachte aus vollem Halse.

Ich lachte mit, und so lachend kamen wir vor ihre Wohnung, auf ihrem Zimmer an. Ich ließ sie machen, ich ging auf dem Zimmer umher, und betrachtete alles, Bücher, Blumen, Noten, Stickerei, Kupferstiche, ich machte ein paar Briefe auf, und sagte: „Ich hoffe, ich darf lesen, was hier so frei da liegt."

„Ich dachte, Sie wären ein Physiognom."

„Ganz recht, und das Zimmer eines Menschen ist sein zweiter Körper, oft bedeutender als der aus Jugend und Schönheit geborgte." Ich las ein paar Briefe

von Armen, die sie gerettet hatte; ich fand Engels Philosoph für die Welt, hin und wieder unterstrichen; ein paar Schauspiele, die ich als Handwerkszeug wegwarf, Tasso's Jerusalem, Schillers Gedichte mit seidenen Streifen bezeichnet, ein paar schöne Gemählde von der Mutter der Gracchen, die ihre Kinder zeigt, und Alexander, der dem Mahler die Heißgeliebte abtritt.

Sie ließ mich alles besehen, und dann fragte sie: „Sie sagen aus der Hand wahr? denn mehr haben Sie nicht gesehen, als die zufälligen Züge meiner Hand.“ Ich nahm ein von ihr empfangenes Billet auf, und sagte: „Hier habe ich Ihr Herz!“ Das Billet war an eine unglückliche Mutter, voll des edelsten Trostes und reicher Hülfe.

Sie sprang herzu, und rief: „Das allein sollten Sie nicht finden. Daß Sie es lasen, Herr Graf, beweist mir, daß Ihre Hand hart ist!“

„Ganz recht, liebes, gutes Kind, recht hart!“ Ich gab ihr meine Hand.

„Hart von Arbeit, hart wie die Hand eines Tagelöhners. Der war ich. Aber mein Herz ist so weich als Ihres, und ich würde keine andere Worte geschrieben haben als Sie.“ Ich nahm ihre beiden weichen, seidenen Hände, ich sah das schöne Mädchen an, das jezt ihre Blicke voll Vertrauen zu mir empor hob. „Unsere Hände,“ sagte ich in einem schönen Gefühle — „passen nicht für einander; aber unsere Herzen gewiß, unsere Schicksale denk' ich auch, und unsere Wünsche stehen gewiß nahe beisammen.“ Ich zog sie an meine Brust.

Glaube nicht, Rande, daß in dem Allen eine Spur von Ziererei von mir war. Es war der natürliche Ausdruck meiner Gefühle. Sie lag einen Augenblick an meiner Brust. Dann trat sie freundlich zurück. „Sie könnten sehr Recht haben, Herr Graf; aber Sie haben den richtigen Ausdruck gebraucht. Unsere Hände passen nicht für einander; und so, Herr Graf!“ Sie machte noch einmal eine tiefe Verbeugung.

„Wenn alles paßt, Herz und Geist, und Wille, Sophie!“

„Sie wissen nicht, wie viel die Hand meinem Geschlecht gelten muß, gelten sollte.“

„Muß? sollte? gelten? Ich verstehe Sie nicht, wenn Sie nicht mit der Hand spielen. Diese Hand hat arbeiten gelernt. Darum ist sie frei. Aber ich wäre dennoch, frei; denn beim Himmel! lieber wollte ich auf dem Schlacht- und Sterbefelde des Schicksals, mich wehrend, alle Blutstropfen aus dem Herzen frei verschütten, als auf der Folterleiter eines fremden Willens angebunden, einen Tropfen aus einer Blutader. O wenn ich Sie liebte —“

„Schon wieder! Es ist gut so! Ich wollte nicht, daß Sie mich liebten. Ich wollte lieber Sie lieben.“

„Warum?“

„Weil ich weiß, wie viel mehr das Schicksal über den Menschen vermag, als eine vergängliche Leidenschaft.“

„Das sollte kein Herz von seiner Liebe denken: vergänglich?“

„Das wolle Gott nicht, daß ich von meiner Liebe so denken sollte; aber von einer fremden?"

Sieh, da überfiel mich's, wie alles, auch das Höchste im Menschen sogar nichts so, so nichts; wie die Seele mit den Götterflügeln sich empor hebt, und die Gränzen des Raums und der Zeit übersliegt, und der Körper und das Leben bleiern an der emporschwebenden Seele hängt, und sie zurückzieht, an den Schneckengang des Fußes, und den Uhrschlag des schlagenden Herzens; wie alle unsre Wünsche und jede Sehnsucht ewig ist; wie das Herz unter der Bewegung dieser Sehnsucht schneller schlägt, und dann ermattet, im langsamern Schlage alles ermattet, oder wie es gar still steht!

Das ergriff mich in ihren Worten. Ich faßte ihre Hand in meine harte, und dachte: wäre mein Herz eben so hart nur als die Hand! „O ist es denn wahr," sagte ich ihr — „daß unsre Wünsche nichts sind, als nur Ein Seufzer, ein kurzer Seufzer des Herzens, der nach Freiheit

ringt? O nein! nein! Dem Schicksal zum Trotze will ich lieben, bis an den letzten Hauch meiner Brust, oder ich will gar nichts lieben, nicht einmal mich selbst!“

Und mit diesen Worten verließ ich sie ohne Abschied. Ich sah wohl, daß sie ein wenig erblaßte; aber ich ging doch. Nach ein paar Tagen fühlte ich, wie hart ich gewesen. Ich ging in der Frühe, ohne an die Zeit zu denken, zu ihr. Ich war schon ein paar Stunden vor Sonnenaufgang zu Pferde gewesen. Ich öffne die Thür leise. Es war Niemand da. Ich gehe leise durch eine offne Thür in ein zweites Zimmer; und da lag sie schlafend im Bett. Der erste Blick, den ich auf sie warf, überzeugte mich, daß sie keusch war; denn der Schlaf hatte ihr nicht Einen Zug der Unschuld genommen, nicht Einen Zug der jungfräulichen, stillen, blühenden Schönheit.

Ich ging zurück in das Zimmer, und setzte mich, die Stirn in die Hand gestützt an einen Tisch, und erwartete ihr Erwachen.

Ich hörte bald ein leichtes Geräusch; aber ich wollte mich nicht umsehen, obgleich ich durch die offne Thür ihr Lager von meinem Sitze sehen konnte.

„Mein Gott, Herr Graf, Sie sinds?“ redet sie mich an, hinter mir stehend im Schlafkleide — aber so trägt es eine Priesterin — ohne Schuh; denn sie hatte hinabschleichen wollen, um Leute zu rufen. Sie hatte mich für einen Dieb gehalten. Wie ich mich von ihr umdrehe erwacht sie, sieht mir nach, sieht mich sitzen, sinnt nach, entschließt sich, steht leise auf, und erkennt mich.

„Was bringt Sie so früh, Herr Graf?“

„So früh?“ sage ich, und sehe auf die Uhr. „Es ist in der That früh,“ sagte ich beschämt — „aber wäre ich nicht so früh gekommen: so wüßte ich nicht, wie gut Sie sind; und da ich einmal hier bin —“

„Sollen Sie mit mir frühstücken.“

Sieh, Rande, an diesem Morgen nahm sie mir mein Herz ganz. Sie war

so heiter wie der Morgen selbst; sie war allein mit mir, und dennoch so sicher; so leicht gekleidet, und dennoch so ohne Sprödigkeit; so muthwillig und dennoch so unschuldig.

„In der That," sagte sie, wie der Morgen wie eine Minute verschwunden war — „man kann doch sehr froh seyn."

„Froh nur, Sophie? froh? Ich wüßte dem Glücke dieses Tages nichts hinzuzuwünschen, als eine ewige Dauer."

„Dem Glück des Tages, Herr Graf, ja, das sage ich mit, nur dem Tage nicht!"

„Dem Glück des Tages? Nun Sophie, wir könnten ja nur einmal die Probe machen, wie vielen Tagen unsers Lebens wir dieses Glück mittheilen könnten!"

„Unsre Hände passen nicht: Sie ein Graf, ich eine Schauspielerin."

„Wir legen beide Titel ab, und ein Männlein und Fräulein bleibt übrig, und die Natur, und unsre Herzen, und der Seegen der Liebe, die schönsten Freuden

des Lebens und die bessern Hoffnungen unsers Geistes.“

„O Evan Evoe! und wäre der bachische Rausch vorüber, und die Götter der Freude geflohen, und es bliebe uns die hinkende mürrische Reue. Nein! nein!“ Sie sprang ans Klavier, spielte und sang. Dann stand sie vor mir, mit allem Liebreiz der Fröhlichkeit, und rief: „Wir passen nicht! Ein Graf, und —“

Ich erzählte ihr, wie ich zu meinem Grafentitel gekommen war.

„Hilf Himmel!“ sagte sie, und schlug die Hände zusammen — „Erbarmen! Da ist noch ein Mann mit einer Krone, einer Frau mit einer hohen stolzen Gestalt, mit einer stolzen Seele, eine Gräfin seine Schwester! O Himmel behüte mich, daß ich mich nicht zwischen diese Menschen anders als Schauspielerin mache! Nein! nein! Geschwind gehen Sie, damit ich Sie nicht lieber gewinne!“

„Im Ernst?“ fragte ich.

„O im Ernst, im höchsten Ernst! im wehmüthigsten Ernst! Wir müssen uns

nicht wieder sehen," setzte sie wehmüthig hinzu. „Lebe wohl, du Bild aus einer andern Welt! „Sie ging in das Nebenzimmer.

Wie es in diesem Augenblicke mit mir war, weiß ich nicht. Die Szene schien mir von einem so hohen tragischen Ernst, obwohl die Schauspieler ein lachendes Mädchen und ein junger Mensch voll frohen Muthes waren.

Ich ging. Ich erzählte meine Abenteuer dem Grafen Schlagborn mit einer erhabenen Empfindung. Er lachte. „Hm!" sagte er — „wenn es Ihr Ernst gewesen wäre, ihr die Hand zu bieten."

„Das ist es jetzt, mein Freund! Das ist es! Denn ich fühle, daß ich das Mädchen unbeschreiblich liebe."

„Ich muß im Ernst Sie erinnern, woran das Mädchen Sie im Scherz erinnerte: Ihre Hände passen nicht!"

Und so, Rande, habe ich beschlossen, wegzubleiben.

Walensee an Rande.

M**.

Das Mädchen hat Recht, lieber Rande! Der Wille wirft mit mächtiger Hand den Felsen auseinander, der in seinem Wege steht; aber die Sünde, die Begierde wirft den gestürzten Felsen in Sandkörnern wieder in den Weg, und der Felsen steht himmelhoch wieder da.

„Ueberleg, Eberhard!" sagte mein Magister — „und zwar wie der Deutsche nach Tacitus, und der Perser nach Herodot, erst nüchtern nach Vernunftgründen, dann trunken von einer erhabenen Empfindung, dann fasse Deinen Entschluß, und nun zur That, wie der Husar, den Säbel über den Kopf, die Mütze ins Auge gedrückt, und klügle nicht weiter! Spintisire nicht mehr darüber. Der Teufel kann seinen Abfall von Gott beschönen, wenn er klügelt. Sey Eins mit Dir selbst!"

Ich glaubte das so leicht, Rande, und es ist so schwer! Ich hatte beschlossen,

sie nicht wiederzusehen; ich hatte es nüchtern und dann trunken von ihrer Leidenschaft überlegt, nun fehlte der Husar noch. Ich hätte davon gehen sollen. Auch blieb ich zu Hause; aber schon schwermüthig und sehnsüchtig. Schlagborn hatte über das Mädchen bei seinen Bekannten Nachricht eingezogen. War ein Mädchen tugendhaft: so war sie es. Wußte ich denn das nicht vorher? Hatte ich denn nicht begriffen, daß dieses Wesen, so selbstständig, so frei, keine Buhlerin seyn konnte? Und doch wars, als wäre es mir ganz neu; als gäbe das meiner Liebe unzerstörbare Waffen. Wie hätte ich sie lieben können, ohne den Glauben?"

Sieh, nun fing die Leidenschaft an mit mir zu hadern, und meine Rechnung Punkt vor Punkt zu hoch zu finden: und so wurde aus meinem Entschlusse ein Kothurn, der auf jeden Fuß paßt. Ich schlich in's Schauspiel, und sah sie Tekla spielen, und da schwor ich auf dem Platze vor dem Schauspielhause gen Himmel hinauf, sie sollte mein seyn! In dem Augenblick kam

ihr Wagen daher. Ich sprang in den Schlag, und hob sie vor dem Hause aus dem Wagen.

„Ich bins, Sophie," sagte ich, da ich sie heraushebend an meine Brust drückte — „ich bins! ich bins ewig!"

„O mein Gott!" sagte sie mit mir gehend — „nur nicht jetzt! Eine fremde Leidenschaft würde mich bereden; aber Sie nicht, Walensee! Morgen bin ich auf Rodlofs Garten, um zehn Uhr."

„Das ist Eins für mich, meine Sophie!" Ich kehrte an ihrer Zimmerthür um, und ging nach Hause.

Am andern Morgen ging ich nach dem Garten, schon um acht Uhr. Da trat aus der Laube mir entgegen, soll ich sagen, meine Mutter? Ja, meine Mutter! Sie sah mich mit einem wehmüthigen Blicke an, und sagte: „Ich warne Sie, Walensee! Sie wollen Ihr Versprechen brechen."

„Welches?" fragte ich tieferschüttert.

„Ihren Rang zu ehren, den Sie nahmen, freiwillig nahmen."

„Ich kann ihn nicht höher ehren als mein Gewissen, meine Ehre."

„Und Deine Schwester, Eberhard, und Deine Mutter? Bedenke das! Du bist nicht mehr allein!"

Aber in dem Augenblicke trat ein Mann zu ihr. Sie gab ihm ihren Arm, und dahin ging sie. Ich war nicht fähig, ihr zu folgen, so war ich erschüttert. Eine tolle Menge von Vorstellungen drängte sich in meine Seele. Ich war keines Entschlusses fähig, keiner Besinnung. Und so ging Augenblick nach Augenblick verloren, und Sophie stand vor mir.

Lachend sagte sie: „Wir hatten uns Lebewohl gesagt, Herr Graf! Aber mein Gott! Sie sehen zerstört aus, so zerstört —"

Ich legte die Hand an die Stirn, und seufzte. Aber auf einmal ergriff ich das Mädchen, und drückte es an meine Brust, und rief: „Und stünden die Todten auf, und stellten sich zwischen uns, Sophie: so wärst Du dennoch mein! Was wollen die Lebenden, die Lebende, und wäre sie tau-

sendmal meine Mutter, die auf ihre Liebe eine Nacht legen mußte, um sie zu verbergen, und dennoch glücklich war? Was will sie? was fodert sie? Ich fasse hier, von des Himmels Lichte umflossen, des Mädchens Hand; und mag der Himmel und die Erde alle Augen auf uns richten: so rufe ich laut: sie ist mein! ewig mein! Und dieser Bund sey der Stolz meines Lebens, und der Stolz meiner Kinder!"

„Hier ist etwas vorgegangen, Herr Graf!"

„Ja, Sophie! eine Kleinigkeit: ein Sandkorn legte sich vor das unermeßliche Rad meiner Liebe, um es aufzuhalten. Ich weiß nicht, wo es blieb."

Sie fragte nach dem Zusammenhange, und ich erzählte ihr die Wahrheit.

„Ich danke Ihnen, Graf Walensee," sagte sie — „denn die gestrige Begeisterung meiner Rolle zittert heute noch in meiner Seele fort. Ihrer Mutter Erscheinung hat einer bessern Begeisterung Platz gemacht. Ich weiß, was ich soll.

Ich habe es immer gewußt, lieber Graf, und ich schwöre."

„Ehe Sie schwören, Sophie —"

„Ich schwöre, Graf, nie die Ihrige zu seyn! Ich will lieber der harten Gewalt des Geschicks unterliegen, als einer zu späten Reue, die ich vorher kannte. Wahrhaftig, wir müssen uns trennen! Leben Sie wohl!"

„Der Gewalt also?" rief ich ihr grimmig nach. Aber ich baute einen Plan auf diese paar Worte.

Walensee an Rande.

Ich habe mich glücklich in das Netz hinein gegrübelt, vernünftelt, Rande! Aber habe ich denn nicht Recht? Und kann ich meine Sache ausfechten vor dem Tribunal der Vernunft und des Herzens? Wessen Stimme hat mir denn noch einzureden? wessen?

„Keine!“ antwortete Schlagborn — „aber wenn Sie irrten, dennoch irrten, Walensee? Wer ist sie? Wie gerieth sie auf das Theater? Man sagt: der Schauspieler Hasse sey mit ihr hier angekommen, und diese Gesellschaft macht zum mindesten ihre frühe Jugend verdächtig.“

Ich schlich diesem Hasse nach in irgend ein Weinhaus, und ein paar Flaschen Champagner gaben ihn mir ganz. Er gab mir das Sündenregister des ganzen Theaters mit guter Laune, aber mit vieler Bosheit.

„Mamsel Sophie aber? Ist sie eine Heilige unter Euch? Und obendrein waren Sie ihr Begleiter.“

Er sah mich mit einem sauern Gesichte an und schwieg.

„Ich wette noch ein Dutzend Flaschen, Hasse, die weiß von Ihnen mehr Böses, als Sie von ihr.“

„Die Wette hätten Sie gewonnen, Herr Graf,“ sagte er ernst. Er brach das Gespräch ab. Und dann auf einmal

hob er wieder an: „Ich weiß, Herr Graf, daß dieses Mädchen Ihr Herz in Bewegung gebracht hat.“

„Und darum schweigen Sie?“ sagte ich lachend.

„Ich habe von ihr nichts zu verschweigen! nichts!“ sagte er, die Hand feierlich auf die Brust legend. — „Aber gelänge es Ihnen, sie zu verführen: so — Und sie hat Blut, so heiß wie eine; und mich dünkt, Herr Graf, Sie mit Ihrem frohen, unbesorgten, muthigen Wesen müßten ihr gefährlich seyn! Für Geld ist das Mädchen nicht zu haben, nicht um Schmeichelei, nicht — um nichts als um ein Herz —“

„Wenn es mir nun gelänge? — Sie wollten etwas hinzusetzen, Herr Hasse!“

„Ich wollte hinzusetzen, wenn es einem Mann gelänge, das Mädchen zu verführen: so würde, wenn er das Mädchen kennen lernte, der Schmerz über den Fall des Mädchens größer seyn, als der Genuß.

„Herr Hasse, Sie übertreiben! Sie sind noch eifersüchtig auf das Mädchen, oder sie wurden von ihr abgewiesen.“

„Ich liebte sie, das ist wahr! Ich konnte sagen, ich wurde geliebt; denn sie war sechszehn Jahr alt. Aber das Mädchen, Herr Graf, hat eine edle Seele, eine stolze edle Seele; und was ich noch nie dabei traf, eine Natürlichkeit, die ihre Größe verbirgt.“

„Sie hat heißes Blut, sagten Sie.“

„Eben darum, sie hat heißes Blut, ein warmes Herz, Sinne, Phantasie, wie eine. Sie schien mich zu lieben, und dennoch — dennoch —“ hier stand er auf, und sagte mit funkelnden Augen und mit aufgehobener Hand: „Für des Mädchens reine Unschuld will ich schwören! Für keine Andere!“

„Sie machen mich neugierig, Herr Hasse, auf die Art Ihrer Bekanntschaft mit ihr.“

Er schüttelte den Kopf, setzte sein Glas bei Seite, und trank auch nicht einen Tropfen mehr. Er war sehr ernsthaft geworden.

Indeß gab ich die Hoffnung nicht auf, ihn zum Reden zu bringen, und endlich redete er. Ich war in der That mehr mit der Art beschäftigt, wie er mir erzählte, um ihn bei jeder Unwahrheit zu ertappen, als mit der Erzählung selbst. Er erzählte nüchtern und halbtrunken immer dasselbe; und nach dieser Erzählung ist Sophie ein reines, edles, vollkommenes, weibliches Wesen, dessen Vollkommenheit nicht Empfindsamkeit, oder Bildung, sondern Charakter ist, nur Charakter. Ich sah ein, was Hasse damit meinte, daß sie heißes Blut, heiße Sinne habe, und daß dennoch ihre Seele dabei eine lilienweiße Unschuld erhalten hatte.

Kurz, Rande, ich setzte mich nieder, und fing an zu überlegen, warum ich nicht glücklich werden sollte. Und ich weiß nicht, meiner Mutter warnende Erscheinung trieb mich mehr an, als sie mich zurück hielt. War's nicht, als ob sie mich wie ein Kind behandelte? Und ist denn ein Leben in Ruhe, der Landbau, die Wohlthätigkeit gegen einen kleinen Kreis von Menschen eben

so verdienstlich, als das Waffenhandwerk, was ich, Gott weiß, warum! liebe? Ist es nicht?

Ich hörte einmal Dich sagen, das stillste Familienleben sey das, auf dem des Himmels Blicke am schönsten ruhten. Und welch eine Familie, ich und sie, und mein alter Lehrer, und vielleicht — meine Mutter, meine Schwester! Und ein Haufen Kinder! — O leb wohl, Rande! leb wohl!

Walensee an Rande.

Es ist geschehen, Rande! Durch Schlagborns Vermittelung fand ich zwei Meilen von hier ein stilles einsames Haus, das sonst die Meyerei eines Klosters gewesen war, und ein Gefängniß für ungehorsame Brüder. Ein Garten, ein kleines Holz, einen Hügel mit einer schönen Aussicht, ein niedliches Häuschen von einer hohen Mauer umschlossen, recht

klösterlich, und zugleich recht einsam und ungestört für die erste Liebe.

Ich hatte Sophien besucht. Sie ließ mich abweisen. Ich sah sie im Theater, und sie fachte meine Leidenschaft immer heftiger an.

Einen Abend ließ ich durch Schlagborns Bedienten Sophiens Wagen vor dem Schauspiel zurückweisen, weil sie mit einer Freundin fahren würde. Mein Wagen mit meinen Pferden fährt vor das Schauspielhaus, da Sophiens Name gerufen wird.

Sie steigt ein, und nach fünf Minuten war sie schon außer der Stadt, ohne daß sie es merkte. Es war sehr finster.

Nach zehn Minuten rief sie aus dem Wagen nach dem Kutscher. Ich reite an die Seite, wo sie ruft, und sage ihr ganz gelassen: „Sophie, da Sie mich nicht in ihrem Hause sprechen wollen, müssen Sie mich in meinem sprechen; denn ich habe Ihnen etwas Nothwendiges zu sagen.“

„So?“ sagte sie — „Das ist ein anders! Ich dachte wahrhaftig, Graf Walensee, man entführte mich!“

Ich hörte sie kichern, was ich erwartet hatte. Sie fragte noch ein paarmal aus dem Wagen her: „Ist's noch weit Ihr Haus?“

Wir fuhren so rasch, daß wir um Eilf das Haus erreicht hatten. Wir fuhren durch das gewölbte Thor vor das Haus. Ich bot ihr den Arm, sie hineinzuführen. Sie gab ihn mir, und sagte lachend: „Sie haben seltsame Manieren Herr Graf, die Leute zu sprechen!“

„Ja, wenn's so nothwendig ist, was ich den Leuten zu sagen habe! Dieses sind Ihre Zimmer, Sophie! Sie werden Ihre Bequemlichkeit finden.

„Wohl!“ sagte sie lächenld — „aber damit ist die Sache nicht abgemacht. Sie, wie ich merke, handeln für mich. Lassen Sie mich also für Sie denken. Bin ich um Mitternacht nicht zu Hause: so wird mein Mädchen morgen nach mir schicken zu allen meinen Bekannten, wo

ich geblieben seyn kann. Man wird also morgen um Mittag wissen, daß ich entführt bin. Geben Sie mir Papier, daß ich — wie lange? Herr Graf? — nicht zu Hause komme. Wie lange, muß ich schreiben?"

„Wie lange? O Sophie, diese heitere Ruhe martert mich!"

„Nun? unter diesem Dache des Grafen Walensee soll ich doch nicht unruhig seyn? Wie lange also? Und senden Sie das Billet sogleich in die Stadt, damit Niemand erfährt, wie seltsam Sie und ich seyn können."

Sie schrieb ein Billet; ich las es, es war offen. Es gab ihrem Mädchen Nachricht, daß sie ein paar Tage ausbleiben würde.

Mein Herz schlug vor Freude. Ein paar Tage gab sie also zu. Ich hatte den Sieg gewonnen. Sie sagte lachend: „Gute Nacht!" Ich sendete das Billet ab.

Am andern Morgen pochte ich an ihre Thür. Sie kam nach fünf Minuten zum Vorschein, mit einem heiter ausgeschlafe-

nen Gesicht. Sie sah mich höchst drollig an. „Nun, ich erwarte, was Sie mir Wichtiges zu sagen haben."

„Der Prediger," sagte ich entschlossen und heiter — „ist bereit, der unsre Hände zusammen legen soll."

„In der That, Sie haben eine harte Hand, Herr Graf!"

„Aber ein weiches, ein sehr weiches Herz, Sophie! und doch entschlossen, Sie zu besitzen, dann Sie zu verdienen, dann Sie ewig so zu lieben, als ich Sie jetzt liebe. Sie sagten: der Gewalt wollten Sie lieber nachgeben, als Ihrem eignen Herzen. Sie sehen, hier ist Gewalt!"

„Glauben Sie mir, Graf, wenn ich nachgäbe: so gäbe ich hier meinem Herzen nach und nicht der Gewalt, die ich nicht fürchte."

„O Sophie!" rief ich — „ist es wahr? O wie konnte es auch anders seyn? Wir mußten uns finden! Wir! Wir mußten uns lieben! Wir, o wir mußten uns begegnen einmal auf der Erde, im Leben,

oder jenseits des Lebens! Gleich viel! Ich bin gewiß, Sie wurden für mein Glück geschaffen, Sophie!"

Sie schüttelte muthwillig den Kopf. „Ich bin so gläubig wie eine; aber daß die sich finden, die für einander geschaffen waren — und so müßte es doch seyn, wenn ich Ihnen glauben sollte — das wird mich kein Mann überreden, und ging er mit mir durch Feuer und Wasser. Denn was Sie an mir kennen —"

„An Ihnen, Sophie? Ich kenne Sie, gewiß! Ihr ganzes Leben, ich weiß es von Hassen."

„Hat er geplaudert?" fragte sie lächelnd.

Ich erzählte ihr.

„Sehen Sie," sagte sie — „jetzt weiß ich ganz gewiß, daß wir nicht für einander geschaffen sind. Ein Mann, der erst meine Adelsbriefe untersuchen muß, um mir zu glauben, daß ich in seine Gesellschaft gehöre, liebt mich nicht. Die Liebe liebt nur, untersucht nicht. Geschwind lassen Sie anspannen, mein Herr, und

suchen Sie weiter nach Ihrer weiblichen Hälfte. Ich bin's nicht!"

„Sie sind es, Sophie; Sie müssen es seyn!"

„Das wollen wir beim Frühstück überlegen. Denn Sie haben mich gestern hungern lassen; in der That ein schöner Anfang, ein Mädchen von seiner Liebe zu überzeugen!"

Ich mußte mich ergeben; denn sie war nicht aus ihrer heitern Laune zu bringen. Wir frühstückten.

Rande, o Rande, hier entfaltete sie die reiche Vollkommenheit ihres Geistes, und jede Vollkommenheit war ihr Eigenthum, eine frische blühende Pflanze aus ihrem Geiste in der Kraft der Natur hervorgesproßt.

Ich wußte gewiß, daß sie mir geneigt war, daß kein anderer Mann mir entgegen stand. Ich wußte gewiß, daß ihr Herz unruhiger klopfte, als sie wollte wissen lassen. Aber auch das wußte ich, daß sie entschlossen war, ihre Hand mir nicht zu geben. Ich nahm daher einen Umweg.

Ich fing ihr an mit Begeisterung das Leben zu beschreiben, das ich mit ihr in meinen schönsten Träumen geführt hatte.

Ich sah eine sanfte Röthe auf ihre Wange steigen, ich sah eine höhere Bewegung in dem Wallen ihrer Brust. Ich sah einen gebrochenen Schimmer in ihrem Auge, der von einer zerflossenen Thräne herkam. Ihre Stimme wurde sogar weicher, ihr Blick sah sehnend in mein Paradies hinaus.

Da drückte ich ihre Hand an meine Brust, an mein nasses Auge. „Sophie," sagte ich — „soll ein edler Mensch, den sie lieben, vergebens von Ihnen das Glück seines Lebens gefodert haben?"

„O," sagte sie gerührt — „fodert er nur das? nur das? Aber er fodert mehr. Unsre Verhältnisse —"

„Kleinmüthige Seele!" rief ich. — „Ich wurde nur für die Natur, und was die zu geben hat, für Liebe, für Freundschaft, für Wahrheit, für Tugend, für die Freiheit erzogen, Sophie! Ich verlange nichts anders."

„O das weiß ich, das weiß ich, Wallensee! Sie fürchte ich nicht, nicht Sie; aber den Mann, der Ihnen Ihren Rang geben konnte, die stolze Gestalt, die Sie warnte und verschwand."

„Nur die? O so sind Sie mein, und nun gewiß mein!"

„Lassen Sie hören, wie!" Sie setzte sich und zeigte mir eine Gartenbank gegen ihr über zum Sitz.

„Eine Kleinigkeit, Sophie! Ich bin reich genug, um uns beiden ein bequemes, ein reiches Leben zu verschaffen, reich genug, sogar ungenügsame Wünsche zu befriedigen. Wir verbergen uns in eine Einsamkeit, gleich viel, in welchem Lande Sie wollen, wohin der Blick so wenig als die Macht eines Fürsten reicht."

„Freilich würde das unsere Verbindung nöthig machen! Freilich! Nicht wahr?"

„Ich läugne es nicht, Sophie! Nöthig wäre es; aber in diesem Thale soll ein Paradies für Sie aufsprossen mit

himmlischen, unvergänglichen Blüthen der Liebe, des Glücks.“

„Dem ich entsagen muß und will!“ sagte sie jetzt, und trocknete ihr nasses Auge. — „Muß und will! Ich bin ein Mädchen, Walensee, von der Natur ohnehin zur Einsamkeit, zum verborgenen, häuslichen Leben bestimmt; aber doch zu stolz, mir eine gezwungene Einsamkeit, eine Maske, ein Verkriechen von dem Schicksale aufdringen zu lassen. Und Sie, Sie, für die Freiheit frei und groß erzogen, Sie wollen um einer Leidenschaft willen unzerbrechliche Ketten an Ihr Leben legen; Sie, der den Ruhm eines thatenvollen Lebens nicht aufgeben darf, ohne nicht alles zu verlieren, was Ihnen Werth giebt? Sie wollen sich verkriechen vor dem Blicke von Menschen, und welcher Menschen, die Ihnen theuer seyn müssen, die Sie lieben? Ich fühle die Schmach dieses Looses, und ich sehe an der Röthe Ihrer Wangen, daß Sie sie noch mehr fühlen. O Walensee, unsere Herzen paßten zusammen; aber unsere Hände nicht.“

„Gut," sagte ich kalt — „Sie werden Gräfin Walensee, und wohnen mit mir, wo Sie wollen."

„Das kam nicht aus Ihrem Herzen, mein theurer Freund! Soll ich die Strafe unsrer Thorheit tragen? Ich? Nein, Walensee, wir sind auf ewig getrennt! Und nun, nun erst kann ich Ihnen sagen, daß ich mit einem großen Schmerze von Ihnen scheide; aber mit einem süßen Schmerze. Ich will heute noch zur Stadt zurück, und hier wollen wir scheiden. Hier! und diese Minute!"

„Scheiden? Sophie, scheiden? Sie können's! kann ich's?"

„Sie können es, sonst schiede ich gleichgültiger. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Freund! Leben Sie wohl!"

„So laß mich das ewige Lebewohl auf Deine Lippe drücken, Sophie!"

„Nein! nein! Ich küßte einmal einen Mann, und diese Wunde blutet noch. Nein! leben Sie wohl!" Sie ging schluchzend in's Gebüsch. Und ich — Rande, ich ging, die Brust voll unendlicher Schmer-

zen; aber meiner gewiß, und bestellte den Wagen. Ich ließ ihr es durch den Bedienten sagen, der Wagen sey bereit. Sie fuhr ab, ich sah sie nicht wieder."

Schlagborn ist bei mir. Der erheitert mich. Doch muß ich, obwohl seitdem ein Monat verflossen ist, trauernd schließen. Leb wohl!"

Walensee an Rande.

Mit dem zurückkehrenden Wagen war Schlagborn auf meine Bitte zu mir gekommen. Er hatte Sophien gesprochen, und er war jetzt mit einer Achtung gegen sie erfüllt, die mich noch mehr schmerzte.

Wir saßen beide im Garten allein; da traten meine Mutter und meine Schwester um das Gebüsch. Meine Mutter stutzte, da sie Schlagborn sah. „Ich glaubte Sie allein, Graf Walensee!" sagte

sie. Schlagborn stand auf, und bückte sich, um zu gehen.

„Graf Schlagborn,“ sagte ich — „weiß alles, mein Geschick, meine Entschlüsse.“

„So bitte ich Sie zu bleiben, Graf Schlagborn! Sie führen den Namen eines sehr edlen Mannes, und er war Ihnen, denk ich, mehr als Verwandter.“

„Er war mein Vater, mein Freund, wenn Sie den Minister meinen.“

„Eben den. So seyn Sie Richter zwischen der Leidenschaft Ihres Freundes dort und der mütterlichen Liebe seiner theuern Freundin.“

„Liebste Mutter,“ sagte ich — „Ihre Besorgniß ist unnöthig. Ein anderer Richter hat entschieden, das Mädchen selbst. Sie hat die Hand des Grafen Walensee ausgeschlagen.“

„Die Sie ihr boten?“

„Die ich ihr bieten würde, und führte diese Hand einen Scepter, und müßte ich um ihren Besitz von einem Thron steigen.“

„Und doch war sie mit Ihnen hier, Graf Walensee?“

„Ich hatte sie entführt. Hier auf dieser Stelle, wo Sie und ich stehen, sagte sie mir mit Thränen der Liebe, mit einem großen Schmerze, so sagte sie selbst, ewig Lebewohl! und der Altar und der Prediger waren bereit. Und seit diesem Augenblicke, da eine große Seele sich von meiner riß, seit diesem Augenblicke, wo meine Seele unter einem unendlichen Schmerze und unter einer bewundernden Liebe sich weit über das Leben erhob, seit diesem Augenblicke blutet eine Wunde in mir, deren Schmerz nichts lindert als Träume und Thränen.“

„Und Thaten, mein Sohn!“

„Und Thaten, meine Mutter, aber entscheidende! Man wird es gern sehen, denk' ich, wenn ich den Degen ergreife.“

„Aber wie ein Held, für das Vaterland!“

„Welches ist mein Vaterland?“ fragte ich schmerzlich.

„Was Dich erzog, mein Sohn! Und hier ist das Herz Deiner Mutter und dieses Deine Schwester! Nimm, so viel als Du verlorst, mein Sohn, mein Eberhard!"

Da lag ich an dem Busen meiner Mutter in den Armen meiner Schwester.

„O meine Mutter, nennen Sie mir meinen Vater nicht! Ich will das Glück nicht finden; ich will es gewinnen! das, was ich gewinnen konnte, raubte mir mein Name! Ich will dem Namen nichts verdanken, der mir Alles raubte! Alles!"

„Alles? Eberhard, Bescheidenheit ist wahrer Stolz! Hättest Du denn Alles schon verdient? Rechne ab alles, was Dich das Glück finden ließ, und was bleibt Dir übrig, das Du gewannst? Du mußt das Glück ehren; wenn Du etwas Großes gewonnen hast, auch dann sollst Du die Gaben des freundlichen Glücks nicht verhöhnen. Aber frei bist Du, mein Sohn, und diese Freiheit, für die ein edler, weiser Mann Dich erzog, ist Deiner Mutter freundliche Gabe. Achte sie doch Deiner Mutter willen. Ich

habe mich für meinen Sohn verbürgt. Ich sagte, er wird immer unserer, seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Geburt werth bleiben! O das wirst Du Eberhard! Das wirst Du!"

So sprach sie mit süßen liebkosenden Worten, und sie legte mit spielender Hand dem wilden Uebermuth des gereizten Jünglings Zaum und Gebiß an. Sie schrieb ein paar empfehlende Worte an den General Brockdorf auf Hohenziel, der ein Regiment Freiwilliger errichtet. Sie nannte meinen Namen nicht. Sie empfahl mich nur als ihren Freund. Sie hatte sich unterschrieben, Leonore.

Ich ging von hier sogleich mit meinem Wilhelm ab, den ich kommen ließ. Graf Schlagborn begleitete auf mein Bitten meine Mutter; denn Viktorie war ängstlich wegen ihrer Rückreise. Ein paar zweideutige Kerle hatten ihren Wagen im Lobenschen Walde mehrere Meilen verfolgt.

Meine Schwester hat, denk' ich, einen tiefen Eindruck auf Schlagborns

Seele gemacht. Ich finde das natürlich; denn sie ist unbeschreiblich reizend und unschuldig. O welchen schönen Tagen sähe ich entgegen, wenn dieser Bund der Freundschaft auch ein Bund der Liebe würde! Er ist unabhängig, so viel ich weiß, bis auf einen Verwandten, den Minister Schlagborn, der sein Freund und sein Wohlthäter ist. Denn Schlagborn ist arm!"

Da ich ihn zum Begleiter meiner Mutter vorschlug, erröthete meine Schwester. Ich denke vor einer ahnenden unschuldigen Freude. Meine Mutter nahm die Begleitung an, wie alles, mit einer hohen, sanften Ruhe.

Viktorie hatte mir versprochen, zu schreiben; sie sagte es mir leise, und ihre Wange erröthete ein wenig bei diesem Versprechen. O Viktoria, hättest Du mir bald etwas zu schreiben, was ich entscheiden müßte! Lebe wohl!

Viktorie an ihren Bruder.

Mein Bruder! O mein Bruder! O nun erst fliegt dieses Wort: „mein Bruder!" leicht und freudig von meinen Lippen, nun Du nicht dastehst, mein Eberhard! O warum wurde ich nicht mit Dir erzogen? Warum ward mir der theure Name, Bruder, so lange vorenthalten? Jetzt könnte ich Dich an unsrer Kindheit unschuldige Spiele erinnern. O daß ich Dir nichts sagen kann, als wie sehr ich Dich liebe!

„Ich werde Eberharden einen langen Brief schreiben," sagte ich freudig meiner theuern Mutter.

Sie meinte lächelnd: ich würde nicht fünf Zeilen zusammenbringen. „Aber," dachte ich — „ich könnte ja ihm von seinem Freunde, dem Grafen Schlagborn, schreiben. Was würde er lieber hören, und was würde ich — — lieber schreiben?"

Ja, lieber Eberhard! Ich bin so klösterlich, so einsam erzogen, daß ich oft

gar nicht weiß, was ich sagen, ja, was ich fühlen darf. Ja, ich will Dir schreiben, wie ich erzogen wurde. Ich mußte es Deinem Freunde auf einem Spaziergange erzählen. Es schien, als ob ihn das alles sehr interessirte, und doch erzählte ich nur so obenhin, weil ich bei tausend Dingen erröthete. Und doch hatte ich Vertrauen zu ihm; denn es war gerade nach einem Tage, an den ich Lebenslang mit Vergnügen und Angst denken werde.

Ich verstehe die Welt nicht, die Menschen nicht, sagt meine Mutter. „Du liebst alle Menschen," sagte sie — „als Kinder. Die Bosheit scheint Dir ein Schmerz, für den Du ein Mitleiden hast; die Falschheit ist Dir ein Lächeln, dem Du Dankbarkeit schuldig bist. Dein Leben ist ein heitrer Traum von einer Schäferwelt, voll Gesänge, voll Blumenauen. O möchtest Du nie erwachen!"

Hat sie Recht, wie ich glaube: so verstehe ich doch einige Menschen, meine Lehrerin, die ich sonst Mutter nannte, und

die ich noch als meine Mutter liebe, meine Mutter Leonore, Dich, mein Bruder, und Deinen Freund, glaube ich, auch.

Er machte uns die Reise so angenehm, sagte selbst meine Mutter. Durch die dunkelsten, dicksten Wälder fuhr ich jetzt so getrost. Sieh, nun kamen wir an ein Dorf, wo Jahrmarkt war. Unser Wagen hatte einen Schaden gelitten, der uns hinderte, weiter zu fahren. Wir blieben in dem Wirthshause, das ganz voll von Lärmen, Tanzenden, und wie er mir nachher sagte, betrunkenen Menschen war. Sein Ansehen verschaffte uns ein kleines Stübchen. Er bat meine Mutter, sich sicher nieder zu legen; denn wir waren die vorhergehende Nacht durchgefahren. Wir legten uns nieder, und schliefen troß des Lärmens im Hause sehr tief.

Auf einmal stand er an unserm Lager, und bat uns eilig aufzustehen. „Es ist Feuer im Hause!" rief meine Mutter; denn die helle Flamme leuchtete in unser Zimmer. Ich war sprachlos vor Schrecken, und ohne alle Kraft, nur einen Schritt zu gehen.

„Ich kann nicht!“ rief ich voll Angst, und sank wieder auf mein Lager, ohne Bewußtseyn. In unserm Wagen, der in Sicherheit war, fand ich mich in den Armen meiner Mutter wieder. Es war ein gräßliches Schauspiel, das mir noch die Sinne verwirrt, wenn ich daran denke. Die Flamme brauste aus den Fenstern hervor. Dazwischen das Geschrei der Menschen, die durch einander tobten. Und ihn, ihn sah ich, wie er hervor kam aus der Flamme, ein Kind auf den Armen, dann wieder ihn, wie er, wie ein rettender Engel, eine Frau hervor riß, und dann mit ein paar befehlenden Worten die Leute zum Löschen anstellte.

Nun wollte ich auch hinaus, um retten zu helfen. Es war mir, als müßte ich durchaus an seiner Seite stehen. Meine Mutter hielt mich.

Das Feuer wurde gelöscht. Es war kein Mensch dabei unglücklich geworden. Was verloren gegangen war von ein paar Armen, ersetzte meine Mutter aus ihrer Schatulle.

Aber jetzt erhob sich ein häßlicher Zank über das Entstehen des Feuers. Da trat er an unsern Wagen mit ein paar Tassen Kaffee, die er in einem andern Hause erhalten hatte.

„Gott!“ sagte meine Mutter — „welch einer Gefahr sind wir entgangen!“

„Gott sey gelobt!“ sagte er und küßte unsere Hände als wären wir seine Retterinnen, mit der Begeisterung höchsten Freude.

„Aber wie, wie erfuhren Sie so schnell?“ sagte meine Mutter.

„Ich blieb gekleidet,“ sagte er — „ich blieb wach. Ich fürchtete etwas, die Meisten waren trunken. Ich saß vor Ihrem Zimmer. Ich roch den Rauch, dem aber sogleich die Flamme folgte. Ich stieß die Thür ein, und Gott sey gedankt, und meiner Ahnung! Sie sind gerettet!“

„Aber mein Himmel! wie kam ich die Treppe herab? Ich entsinne mich nicht, daß ich —“

„Du sankst ohnmächtig nieder, und er — er trug Dich hinab, ich meine Chatoulle.“

So redeten wir, und auf einmal, so auf einmal sah ich, daß ich gekleidet war, wie ich mich auf das Bett geworfen hatte, und jetzt war es heller Morgen. Ich hatte nicht daran gedacht. Er erzählte mit niedergeschlagenen Augen. O wie dankte ich ihm diese Schonung! Wie sehr!

Meine Mutter, die nicht sah, wie ich gekleidet war, hielt ihn, der beständig gehen wollte. „Erlauben Sie,“ sagte er zuletzt — „daß ich Ihnen Kleider besorge! Sie sind für die kalte Morgenluft doch zu leicht gekleidet.“ Da ging er. Und meine Mutter, die ganz in ihren Kleidern sich niedergelegt hatte, gab mir ihr Tuch, in das ich mich hüllen konnte.

Nach fünf Minuten kam ein Mädchen an den Wagen, und kündigte uns an, daß von unsern Kleidern auch nicht ein Stück zu gebrauchen sey, weil alles durchaus naß war, von dem Wasser, was man in das Zimmer gesprützt hatte.

Auch die Kleider, die wir trugen, waren, da wir zum Besinnen kamen, durchaus naß. Der Graf ließ uns sagen, wir möchten zum Schulmeister gehen, wo er Kleider für uns besorgt hätte.

Wir schlichen nun beide zum Schulmeister; ein Pfarrer war nicht im Dorfe. Meine Mutter bedurfte fast nichts an Kleidung; aber ich mußte mich ganz in den Sonntagsputz der Tochter des Schulmeisters, eines fröhlichen, heitern Geschöpfes, kleiden.

Ich machte es so gut ich konnte, und nach fünf Minuten erklärte mich unser Wirth für das hübscheste Bauermädchen im ganzen Kirchspiel.

Nach einer Stunde kam der Graf, und er betrachtete mich mit einem so frohen Lächeln, daß ich anfing, dem alten Mann zu glauben. Unsre Sachen kamen nun an; aber alles mußte erst getrocknet werden. Es war an keine Abreise zu denken.

O Bruder, mein lieber Bruder, wie pochte, o wie pochte mein Herz, da meine Mutter entdeckte, daß sein schönes Haar,

o das hat er! — an der einen Seite ganz versengt, und wie erschrak ich, da ich entdeckte, daß seine linke Hand verwundet war!

„Ho! ho! liebes Mamsellchen oder Fräulein!" rief der alte, fröhliche Mann — „wer so ein herzliebes, schönes Kind retten kann, wie Sie sind, dem verbrennt wohl mehr als Haar und Hand! Da kommt das Herz manchmal in lichterlohe Flammen."

Ich schlug das Auge beschämt nieder. Zum Glück redete eben der Graf meine Mutter eifrig an. Ich dankte dem Himmel dafür.

Da schlug meine Mutter für mich einen Spaziergang vor, als ein Mittel gegen meinen Schrecken. Der Graf bot mir den Arm, und wir gingen. Sieh, lieber Eberhard! es mochte wohl die Kleidung machen, die ich trug, daß wir beide um recht viel vertrauter waren. Er scherzte, und der Scherz stand ihm so wohl. Er fragte mich lachend, und doch war das Lächeln so gar nicht scherzhaft,

sondern ein lieblicher, ein tiefer Ernst. Er fragte mich, wo ich meinen Hirtenstab hätte, und meine Heerde, und es war mir bei der Frage, als müßte ich sie mit Thränen beantworten. Aber, lieber Eberhard! denke dabei an nichts Arges; denn meine Thränen — ich will Dir es gestehen, daß ein paar heimlich über meine Wangen rollten — aber diese Thränen kamen von etwas Anderm, von ganz etwas Anderm.

Ich habe ein kleines französisches Liedchen, mit einer rührenden Melodie. Bei seiner Frage fiel mir die Strophe ein:

Quand j'avois le coeur d'Annette,
Je possedais tous les biens;
Nous n'avions qu'une houlette,
Ses moutons étoient les miens.

Du siehst nun wohl, warum mir seine Frage so rührend seyn mußte. „Wir hatten nur Einen Hirtenstab, und ihre Schäfchen waren mein!"

Aber da fragte er — und das hätte er nicht thun müssen, nicht wahr? —

was mich so rührte, und ich antwortete — das hätte ich auch nicht thun müssen — mit den beiden letzten Zeilen aus meinem Liedchen.

Wir fühlten beide, daß wir unrecht gefragt und geantwortet hatten, und so schlugen wir beide die Augen schamhaft nieder, und gingen still neben einander her, ohne weiter etwas zu reden.

Mir war von Jugend auf, lieber Bruder, als wäre in meiner Brust noch eine Seele mit der meinigen aufgewachsen, die in allen meinen Träumen erschien, in jeder schönen Musik ihre leise Stimme einflocht, von der im jeden Frühling die Nachtigallen kamen, und mich von ihr grüßten. Aber immer blieb sie mir fern, und ich sagte oft mit schmerzlicher Sehnsucht: wo werde ich Dich finden!

Sieh, lieber Bruder, aber Du mußt von mir ja nichts arges denken: wie er so schamhaft, so betrübt freundlich, so stumm neben mir herging, da war mir's, als käme die Seele meiner näher, als würde ich sie — — finden — auf ewig!

O das war eine ewig schöne Minute! Nachher, da ich ein wenig unwillig über mich selbst, und recht sehr beschämt darüber nachdachte, sah ich wohl, was es war. Es war Dankbarkeit, daß er mein Leben gerettet hatte. Und kann ich dankbar genug seyn? o gewiß nicht! daß er er ein Held war, der durch Flamme, Tod und Grab drang, um Menschen zu retten, und daß dieser Held wieder so sanft war, so bescheiden, so —

Ach, lieber Eberhard, ich bin recht beschämt. So weit war ich mit meinem Briefe. Da trat die Mutter herein, und fragte: „Du schreibst an Eberhard?"

In diesem Augenblick, wo sie die Frage that, nicht früher, fiel mir auf einmal, mit dem tiefsten Beschämen ein, daß meinen Brief weder meine Mutter, noch weniger Du sehen durftest. Ich legte beide Hände verbergend auf das Papier, und

hatte nicht das Herz, meine Mutter anzusehen.

Sie legte ihre Hand auf meine Stirn, und sagte: „Der erste Brief eines Mädchens ist immer ein Geheimniß. Sey Du ruhig, Viktorie!“

Sie wollte gehen, da aber gab ich ihr den Brief, und bat Sie, ihn zu lesen. Sie las ihn, ich erwartete glühend-roth mein Urtheil. Sie lächelte, streichelte meine Wange, und sagte: „Reine, unschuldige Seele! Sieh, Viktorie, in dieser Minute ging eine schöne Gestalt, eine himmlische Gestalt vor mir vorüber, meine Jugend. O Deine sey glücklicher! unschuldiger kann sie nicht seyn.“

Ich sagte ihr, daß ich Dir den Brief nicht senden könnte.

„Das sollst Du aber, liebes Kind! Dein Bruder ist ein Mann, und er könnte zu diesem Briefe etwas zu sagen haben, was wir beide nicht fühlen. Sende ihn! Er ist ein edler Mann, Dein Bruder!“ Und so hast Du ihn, liebster Eberhard! und antwortest Du mir freundlich: so er-

zähle ich Dir, was weiter mit Deiner Schwester vorging. So lebe wohl! Was könntest Du zu diesem Briefe zu sagen haben? Was meint die Mutter? Sieh, das hat mich bis dahin geängstigt. O antworte bald, und habe ja ein freundliches Wort für Deine Viktoria!

Walensee an seine Schwester.

O Viktorie! reine, unschuldige Seele! Sieh, da ich Deinen Brief las, ging eine schöne Gestalt, eine himmlische Gestalt, der schönste Geist der Geisterwelt, eine doppelte Krone von Sternen und von den schönsten irrdischen Blüthen tragend, vor mir vorüber, meine erste Liebe! O Deine sey glücklicher, theure, reine, schneeweiße Seele! das habe ich Dir zu antworten.

Nicht ein Wort mehr; denn ich rüste mich zu einem Feldzuge, meine Schwester!

Aber ich beschwöre Dich, schreibe mir ja weiter, was Du redetest, was Du dachtest, was Du fühltest. Deine Briefe zerstreuen einen schweren Gram. Und doch! doch! Sieh da! —

Sage der Mutter, sie würde bald von ihrem Sohne hören, der mit seiner Schwester wetteiferte, ihre Liebe zu verdienen, ihren Beifall sogar. Und nun sey Du ruhig, Viktorie! Deine Briefe sind das Labsal eines Verschmachteten. Lebe wohl!

Viktorie an ihren Bruder.

Ach, mein Bruder!

Es ist nun alles anders! Alles! der Frühling ist dahin. Keine Stimme der Nachtigall schlägt mehr in der verbrannten, verwelkten Oede, die Glut der Sonne verzehrt die verschmachtete Natur! Ich sitze einsam auf meinem Zimmer. Ich weiß

nicht, was meine Freude, alle meine Hoffnungen zerstört hat.

Doch ich sollte Dir ja erzählen, und auch meine Mutter will es, von dem Ende meines Spazierganges mit deinem Freunde, von dem Ende unserer Reise, von dem Ende, ach! von allem!

Wie wars doch? Ich ging neben ihm in einer Hirtenkleidung, und er redete, o wie schöne Worte! Wäre er ein Hirt, ich eine Hirtin, ständen unsere Hütten unter Einem Dach von Blüthen, schlänge Eine Weinranke sich um beide Hütten, weideten beide Heerden zusammen auf Einer Wiese!

O mein Herz sang mit leisen Geistertönen; aber mit des Gefühls höchster Begeisterung: wir hatten nur Einen Schäferstab! Seine Heerde war mein! Und sein — Herz! Ach, das dachte ich damals nicht; aber aus den Worten meiner Mutter habe ich es verstanden, daß das mein hohes Gefühl war, aus dem Ende Deines Briefes habe ich es verstanden.

Und wie er so sagte, sieh, mein Bruder, da schlug ich immer schamhafter und froher das Auge tiefer nieder, und eine neue Welt voll Seligkeit entstand in meiner geöffneten Brust, und ein Paradies voll Unschuld sproßte zu meinen Füßen auf. Engel wandelten unter blühenden Lebensbäumen, und schlugen froh die goldnen Flügel zusammen. Die Natur hatte ein edleres Leben beseelt. Aus der Nachtigall Kehle strömte ein Lied voll eines hohen Sinnes, der Taube Girren wurde die Stimme einer edlen, ewigen Liebe, der Duft der Blumen war das Athmen einer fühlenden Seele geworden, daß Athmen der Luft war Leben und Verstehen, und ich war die Königin der neuen Welt.

So gingen wir, und ich dachte, ich hätte die Seele gefunden, die in meiner aufgewachsen, und meine Augen hatten immer mehr Freudenthränen, und meine Brust füllte sich immer mit schönern vertrauenden Hoffnungen, und meine Hand zuckte nach seiner, und mein niedergeschla-

genes Auge voll Thränen rang nach seinem Blicke.

Da bot er mir die Hand an einem Abhange, und meine Hand durchfuhr zitternd der Blitz aus seiner, und drang in mein Herz.

Da kam meine Mutter uns nach. O wußte ich denn, mein Eberhard, wie mir wurde, da ich sie in der Ferne erblickte? wußte ich denn, welch eine Gewalt, leise und unwiderstehlich, mein Wesen ergriff? Ich sang leise die zwei Zeilen:

„Nous n'avions qu'une houlette.
Ses moutons étoient le miens!"

Leise sang ich diese Worte, mit weinenden heißen Thränen, in die mein ganzes Herz aufgelöst war.

Er ging meiner Mutter entgegen. Wollte er mir Zeit lassen, mich zu erholen? Ach, hatte er die Bewegung gesehen, die ich ihm ja auch nicht verbergen wollte? Er hielt meine Mutter auf an einer Stelle, ich sah an seinen Bewegungen, daß er ihr die Gegend zeigte, die ich nicht gesehen hatte. Ich hätte das nicht gekonnt. Wars

Falschheit oder Stärke? wer will das entscheiden?

Nun gingen wir zu Hause. Meine Mutter redete mit ihm über Dein Schicksal; ich verstand nur so viel davon, daß Du zu hohen Dingen bestimmt seyst.

Ich sah eine gänzliche Veränderung an ihm, eine gänzliche. O woher kam sie? Durfte ich mein Herz ihm nicht zeigen? Meine Kleidung, seine Worte gaben mir den Muth dazu.

Sieh, nun reisten wir weiter. Er war ehrerbietiger gegen meine Mutter, gegen mich fast wortlos. Waren wir zufällig allein, auf ein paar Minuten — und ich zitterte jetzt, mit ihm allein zu seyn — so war er ehrerbietig; aber fremd und kalt. — Kalt! kalt! O guter Himmel!"

Sieh, so reisten wir noch ein paar Tage. Meine Mutter wurde ängstlich, ich wußte nicht warum. Endlich nahm er Abschied, und das war der trüben Minute schwerste. Ich hatte allen meinen Muth zusammen gefaßt. Nur die Ermattung von dem vergeblichen, immer zurück keh-

renden Kampfe gab mir eine Art von Fassung.

Er nahm von meiner Mutter Abschied. „Ihr Abschied, Herr Graf," sagte meine Mutter — „ist so feierlich, als wäre er auf immer."

Er sah meine Mutter mit offnen Augen an; aber als sollten eben Thränen hervorbrechen. „Auf immer!" wiederholte er leise; aber sein Ton ließ es unentschieden, war es Frage oder Bestätigung. Dann stand er lange vor meiner Mutter, ohne Worte; aber ohne Verlegenheit, als redeten ihre Seelen noch. Dann wendete er sich rasch gegen mich. „Leben Sie wohl, Viktorie!" sagte er mit scharfem Tone, und schnell. Er bückte sich, um zu gehen.

„Sie retteten Ihr Leben, Schlagborn! Denken Sie daran und an uns!" sagte meine Mutter. „Ihr Abschied ist zu — kalt!" Da warf er sich meiner Mutter zu Füßen, faßte ihre Hand, drückte sie an seinen Mund, in seine Thränen, die jetzt hervorstürzten. „O nicht kalt!" rief

er — „kalt nicht! Und mit den Worten stürzte er von uns weg aus dem Zimmer.

Ich ging auf meines, lieber Eberhard! Die letzte Strophe meines Liedes hebt an:

Au tombeau je vais descendre.

Viktorie an ihren Bruder.

Der Schlaf schließt alle Wunden des Lebens: könnte ich nur immer schlafen! und träumen auch! Der gütige Traum baut für mich recht oft eine Schäferhütte, und ich sehe ihn in der Ferne stehen, mir winkend, und ich eile zu ihm, von den Lüften über Sterne, über Meere, durch Flammen getragen. Er trug mich ja auch einmal durch die Flammen! Und auf einmal, wenn ich erwache so starrt mit Entsetzen ein Grab mir entgegen.

Meine Mutter begreift nicht, wie mein Herz so ergriffen seyn kann, von ei-

ner so kurzen Bekanntschaft. O hat je ein Mann, und ein solcher Mann, und der Busenfreund ihres Bruders sie aus dem Flammentode getragen?

Neulich sah ich Nathan den Weisen aufführen; denn meine gute Mutter meint mich damit zu zerstreuen, daß sie mich in die Stadt und an den Hof gebracht hat: o meine gute, irrende Mutter! — Recha's Geschick und meines! Ich mußte die ganze Zeit mit meinen Thränen kämpfen. Seine Hand war von der Flamme verbrannt, aus der er mich rettend trug. Es ist ein häßlicher Tod, verbrennen, sagt Recha; auch verwelken, mein Bruder ist noch schlimmer.

„Er liebt Dich ja!" sagte meine Mutter neulich, um mich aus meiner stillen Trauer aufzureißen Es war mir, als wäre mir der Gedanke neu. Ach, das weiß ich, das weiß ich ja! Und was würde meine Mutter sagen, wenn sie wüßte, daß es mehr seine Liebe ist, die meine Brust beklemmt, als meine, daß, wäre er glück-

lich, ich wohl ruhig werden würde, glücklich nicht! Glücklich nicht!

Lebe wohl!

Walensee an Graf Schlagborn

Mein edler Freund! Ich sende Dir jene drei Briefe meiner Schwester. Wir sind Männer. Ihr erster Brief heilte alle meine Wunden. Meine Schwester und mein Busenfreund! Gieb mir eine kurze, klare Antwort auf meiner Schwester Briefe. Ich sitze hier unthätig bei Rande, und harre auf den Klang der Kriegstrompete. Was ich kann, Dich glücklich zu machen, das werde ich thun. Was Du kannst, meine Schwester glücklich zu machen, wirst Du thun. Beim General Brockdorf bin ich gewesen. Der Mann gefällt mir. Ich brachte ihm Deinen Empfehlungsbrief, den ich hatte.

„Wie ist Ihr Name?“ fragte er, mich ansehend.

„Ich möchte mir erst einen Namen erwerben, Herr General; obgleich ich einen edlen Namen trage!" Er schüttelte meine Hand herzlich; denn er hatte seine erste Kampagne gerade so gemacht, ohne Namen. Von Deinem edlen Oheim war er des Lobes voll, und der herzlichsten Liebe; und wie ich sagte, Du wärst mein Freund, da mußte ich eine Flasche Wein auf Dein Wohl mit ihm austrinken."

Warum sagtest Du mir nicht, daß Du ihn kennst?

Gieb mir sogleich Antwort.

Graf Schlagborn an Walensee.

Hier ist die Antwort eines Mannes, die entscheidende Antwort, an der kein Freund, nicht die Liebe, das stärkste aller Gefühle etwas zu ändern vermag. Ich war ein armer verlaßner Knabe. Der Tod meiner Eltern warf mich in die glühenden

Molochsarme eines Verwandten, des Oberkammerherrn Schlagborn. Hier wohnte ich in dem Vorhofe der Hölle. Ein Mann, dessen allerbitterster Feind mein Vater gewesen war, der Minister Schlagborn entriß mich der Folterbank, auf die ich gespannt war, und was mehr ist, als was Dankbarkeit je vergelten kann, mein Retter, der finsterste Menschenfeind nahm mich an ein Herz voll Liebe, mein Herz, das unter der Unmenschlichkeit eines Menschen zu Stein geworden war.

Er erweichte mit zarter Liebe meine Seele wieder. Er ließ mich erziehen, als wäre ich sein Sohn. Er war mein Vater. Er war mehr. Er machte mich durch eine Rente von sich selbst unabhängig. Er verzieh mir zweimal des gereizten Jünglings stolzen Uebermuth, der ihm seine Wohlthaten vor die Füße warf, er der stolzeste Mann, mit weicher Nachgiebigkeit.

Da starb sein Sohn. Er ließ mich kommen. Er erklärte mich zum Erben

seiner Güter. Er entdeckte mir seinen edelsten Plan. Für seinen Sohn hatte der General Brockdorf seine Tochter erzogen, für den Sohn, und als Mutter für Schlagborns Unterthanen. Diesem Mädchen sollte ich meine Hand geben. Ich versprach es Schlagborn, und was es kostet, was es kostet, Walensee, ich halte Wort! Was es kostet, und wüßte das harte Schicksal noch einen theureren Preis darauf zu setzen, ich halte Wort!

O könntest Du jetzt in meine erloschnen Augen schauen, Walensee, Du würdest sie zudrücken wollen! O sähest Du den untergegangenen Muth des Jünglings, Du würdest sagen: „Stirb doch, Armer!“ Aber ich muß Wort halten, darum muß ich leben, und müßte ich jeden Athemzug meiner Brust aus allen Wunden meines Herzens ziehen. Ich halte Wort!

Der General — Du kennst ihn jetzt — wollte nicht, daß seine Tochter vor dem achtzehnten Jahre heirathen, noch weniger, daß sie lange vorher mich kennen

sollte. In sechs Monaten hat sie ihr achtzehntes Jahr vollendet, und sie ist meine Frau.

Da hast Du die Antwort auf der Schwester Briefe an den Bruder; aber noch zwei Worte an den Freund.

Ich sah Walensee, und ich weiß nicht, welch eine Sympathie mich an Dich band, mich, den die Wildheit der Sitten sonst allemal abstieß. Ich sah Walensees Schwester, und alle meine Engel traten zu mir, und riefen: „Du wirst sie ewig lieben!“ Meine ganze Zukunft stand vor mir mit Viktorien.

Ich achtete nicht auf die innern Geisterstimmen, die mir meine Zukunft verkündigten. Ich reiste mit ihr, und jeder Augenblick schlug demantne Fesseln einer ewigen Liebe um mein Herz. Ich rettete sie aus den Flammen. Sie hing in meinen Armen, ihre kalte Wange, die an meiner Lippe lag, entzündete ein loderndes unauslöschliches Feuer in meinem Herzen. Ihr Herz, das unter der schönen Brust, die an meinem Herzen lag, still

stand, empörte den wildesten Sturm in meinem Herzen. Da drückte ich den ersten Kuß auf die blasse Lippe, und dann legte ich sie in der Mutter weichere Arme.

Da erschien sie gekleidet wie eine Bäuerin, o und welche Reize theilte sie dieser Kleidung mit! Wir gingen. Sie hat Dir Wort für Wort erzählt, was wir redeten. Aber sie hat Dir nicht sagen können, wie gräßlich der Schmerz in meinem Herzen wüthete, da ich die Flammen der Liebe, die köstlichen Strahlen der Liebe aus ihrem bedeckten Auge hervorschießen sah; da sie endlich jene zwei Verse sagte mit der Unschuld heiligstem Vertrauen, mit der rinnenden Thräne, und ich? — Ich hielt in dieser Minute Wort! in dieser! Zweifle nicht, ich werde es in jeder können.

Da floh ich, da mußte ich endlich fliehen. Ach, ich floh, um nicht ihr Herz zu beunruhigen! Ihrs wird heilen, aber meins ewig nicht!" —

O mein Freund! mein Freund! Aber ich muß Wort halten, und werde es.

Darum befehle ich Dir, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen, wenn Du etwan glauben könntest, der Herr von Schlagborn könnte sich überreden lassen. Und könnte er es, er soll nicht überredet werden. Denn wer wäre ich, o was würde aus mir werden, wenn ich vor ihn hinträte, und sein Auge blickte nur kalt auf mich, den er rettete!

Darum befehle ich Dir, von diesem Geständnisse gehe nicht ein Wort über Deine Lippe. Du weißt nicht, daß ich liebe, nicht, daß ich glücklich seyn könnte, nicht wie unglücklich ich bin. Du weißt nichts von mir. Denn bei Gott! noch einmal: ich halte Wort, welches der Preis auch seyn muß.

Antwort.

Hier hast Du Deinen Brief zurück mit dem Versprechen, daß Dein Name nicht über meine Lippen kommen soll. Auch

meiner Schwester Briefe sende ich Dir. Sie werden Dein Opfer theurer und süßer machen. Sechs Monate sind eine Ewigkeit, und will der Schutzgeist Deines Geschicks lächeln, meinst Du, es gebricht ihm an Mitteln? O nein, und so laß ihn walten. Ich ehre wie Du, des Schicksals ewige, unerbittliche, strenge Mächte. Denn liebte ich nicht auch? Und ist mein Opfer kein Opfer?

Ich falle an Deine Brust, uns tröste die Freundschaft. Sie allein steht nicht unter der Macht des Lebens. Sie allein waltet allmächtig auf der Erde, über dem Leben. Sie allein steht dem Tode, und keine Gewalt darf sie verbieten.

Randen nehme ich aus. Ich habe ihm die Briefe abgeschrieben; aber ich stehe für seine Verschwiegenheit, wie für die Meinige.

Mein Schicksal hat gerufen, Schlagborn! Ich gehe! Lange hörst Du nichts von mir; aber der Plan meines Lebens ist fest bestimmt. Ich thue eben den Schwur, den Du gethan. Wie auch

der Preis seyn mag, ich halte meinem Schicksal Wort, und so lebe wohl!

Walensee an Rande.

Ich sende Dir hier ein paar Briefe meiner Schwester, und einen von Schlagborn. Was sagst Du? und was wirst Du sagen, wenn ich so fortfahre?

Ehe ich alle diese Briefe hatte, saß die alte, freundliche Mutter Parze schon und zupfte den verworrenen Knaul unsers Lebens auseinander, so daß selbst ein Engel oder der Teufel mich nicht bereden soll, das sey ein Ohngefähr. Ein Ohngefähr?

Ohne zu ahnen, welchen Einfluß der General Brockdorf auf uns alle haben kann, reite ich in Hohenziel ein, um mich bei seinem Freicorps annehmen zu lassen. Es waren im Dorfe mehrere größere Häuser, so daß ich fragen mußte, wo er wohnte.

„Unser Alter?“ sagte jeder, den ich fragte. „Nein, da wohnt der Herr von Flor. Unser Alter wohnt dort unter den Linden.“ Diese vertrauliche Benennung gefiel mir über die Maßen. Nun kam ich an ein niedliches Häuschen, vor dem unter einem großen Kranze von Linden und Platanen ein schöner Brunnen mit springendem Wasser stand, und Sitze umher. Hier war das Grabmahl der Gemahlin des Generals, was eine einfache Inschrift am Brunnen sagte.

Diese Idee erheiterte mein ganzes Wesen. „Ja, Herr,“ sagte ein Bauer — „das hat unserm Alten eine große Summe Geldes gekostet. Das Wasser kommt eine Meile her, und der Alte ist nicht reich.“

Der Bauer zog den Hut, ich zog ihn ehrerbietig auch. Ich ritt auf den Hof. Sieh, nichts war prächtig; aber alles war rein und heiter. Ich ging ins Haus, pochte hier und da, und da Niemand antwortete, öffnete ich ein Zimmer, wo ich lachen hörte. Es war ein heller Garten-

saal, dessen ganzer Schmuck die schönsten Blumenpyramiden waren. Am Fenster stand ein Mädchen in dem langen Fenstervorhang dicht eingewickelt, so daß ich nur ein paar kleine Füße und einen weißen Rock sah. Vor dem eingewickelten Mädchen stand ein Kind, das sich Mühe gab, die Gardine loszuwickeln. Das Mädchen aus der Gardine sagte lachend: „Gieb mir einen Kuß: so komm ich hervor. Ich bin ja zu klein,“ antwortete das Kind, und da es mich erblickte, sagte es: „Gieb Du Hannchen einen Kuß, daß sie hervorkommt.“

Ich trat vor die Gardine. „Geschwind, einen Kuß, eher komme ich nicht!“ sagte die Stimme. Ich war so heiter, daß ich meine Arme um die Schultern des Mädchens schlug, das Gesicht suchte, den Mund, der mir entgegen kam, und durch den Vorhang den warmen Mund küßte.

Nun kreiste sich das Mädchen einige Mahle um sich, kam lachend hervor, und

blieb, da sie mich sah, starr und betroffen stehen.

Das Kind hüpfte, in die Hände klatschend, um uns her, und rief: „Siehst Du, Hannchen! Nun hast Du's! Da hat der Kusin Dich geküßt!"

„Ich glaubte, es wäre Minchen," sagte sie, nun das Kind an sich ziehend, und hochroth wie eine Rose. Und sind Sie ein Vetter, wie die Kleine sagt," setzte sie mit einer Verbeugung und anmuthig scherzend hinzu — „so sind Sie der Schlimmste von allen Vettern."

Ich stand noch betroffener, als sie, vor dem Anblick der schönen, feinen Gestalt, und des lieblich blühenden Gesichts. „Der Schlimmste meines Gleichen," sagte ich ernster, als ich sollte — „bin ich nicht; aber wäre ich Ihr Verwandter, ich würde der Beste unter Allen seyn. Ich traf im ganzen Hause Niemanden. Hier hörte ich Stimmen, und so —"

„Sie wollen meinen Vater sprechen?" unterbrach sie mich. — „Er ist nicht zu Hause; das erstemal seit Jahren."

„Ich habe Zeit, ihn zu erwarten, wenn er bald zurückkommt.“

„Morgen oder übermorgen gewiß, wenn das bald heißt.“

In dem Augenblicke ging die Thür auf, und ein Mädchen trat ins Zimmer, mit dem ich eine kleine angenehme Begebenheit erlebt hatte. Da ich vor vier Wochen vor der Revüe nach meinem Wagen gehen will, sahe ich eben dieses Mädchen sehr ängstlich und sehr schnell gehen, als suchte sie jemanden.

Sie wendet sich nach mir um, als erwarte sie Hülfe von mir. Ich frage und höre, daß sie von ihrer Gesellschaft im Gedränge abgekommen. Aber sie weiß gar nicht, wo sie die Gesellschaft zu suchen hat.

Das alles, was eine andere mit heißen Thränen geklagt hätte, sagte sie halb scherzend. Ich bot ihr meinen Arm, dann meinen Wagen. Freilich lag ihr der Ort, wohin sie wollte, im Westen, meiner im Osten. Aber wir steigen ein, und ich bringe sie an Ort und Stelle.

Beim Aussteigen sagt sie mir: „Ihren Namen bitte ich mir aus; denn ich mag gern eine edle Handlung mit Zeit, Ort und Namen zu Buche tragen."

„Meinen Namen sage ich Ihnen, sobald ich eine edle That gethan habe. Jetzt muß ich Sie bitten, mich ohne Namen nicht zu vergessen," und so sprang ich wieder ein und fuhr davon.

Dieses Mädchen trat ins Zimmer, sah mich, eilte voll Freude auf mich zu, und rief: „O Herr Ritter ohne Namen, ich freue mich, Sie wieder zu sehen! Das ist er, Hannchen, das ist er!" rief sie.

„O das sind Sie?" rief Hannchen und reichte mir die Hand zum freundlichen Willkommen. „Ich habe," sagte sie zu der andern — „eben eine hübsche Begebenheit mit ihm gehabt."

„O welche? welche? erzähle!"

Hannchen erröthete, statt zu erzählen, und nun hob das Kind an, und Hannchen fuhr viel schlimmer dabei als hätte sie selbst erzählt.

So waren wir denn glücklich über den ersten Verhau und Wall des Bekanntwerdens hinweg. Es war eine so vertrauliche Heiterkeit zwischen uns, als wären wir wirklich Vettern und Basen. So erfuhr ich, daß Minchen Braut war, in einer Wendung des Scherzes. Sie gestand, daß sie ihren Verlobten von ganzem Herzen liebte. Und auf einmal sagte sie lebhaft: „Was sagen Sie aber lieber Vetter, daß auch Hannchen Braut ist? Braut! ja warlich Braut, und sehen Sie, wie kraus die glatte Stirn Hannchens wird."

Dem war so! Aber da Hannchen sehr ernst wurde, fragte ich weiter nicht; aber ich fing mich an herzlich für das Mädchen zu interessiren, für ihre heitere Seele, für diese reine Unschuld, für ihr warmes Herz, das bei dem Namen Braut unruhig schlagen mußte. Ich fragte Minchen, da ich mit ihr allein war, nach diesem Verhältniß.

„Ja," sagte sie, den Kopf schüttelnd — „ein leidiges Familienverhältniß, bei dem Hannchens einzige Hoffnung der

Charakter ihres Vaters, des Generals, ist. Er wird in der Wahl für seine Tochter gewiß nicht fehlgegriffen haben; denn er liebt seine Tochter unbeschreiblich. Gewiß ist der Bräutigam ein edler Mann. Aber das alles ist für die eigensinnige Phantasie eines so lieben Mädchens, als Hannchen, nichts. Sie muß ihn lieben, das ist ein böses Wort für die Zukunft. Muß! muß!

„An dem die Liebe stirbt und das Glück erkrankt.“

„Ja wohl! ja wohl! und das ganze magische Land der jungen Liebe, alle die Zaubergefilde verwandelt dieses eine Wort in die dürre Wüste des gewöhnlichen Lebens. O man sollte nur einmal im Leben recht glücklich seyn, um eine Zeit zu haben, wohin man den Blick zurückwenden könnte. Und dieses Glücks geht Hannchen verloren. Das ist Schade, recht Schade! Denn sie würde unbeschreiblich glücklich seyn!“

Sieh, das erboste mich. Ich wäre gern wieder weggeritten; denn der General kam mir vor, als dressirte er seine

Tochter wie seine Rekruten. Zum Henker, das Mitleiden machte mich halb verliebt in sie, und der Kuß, den ich ihr und sie mir gegeben, eingewickelt in die Zauberhüllen, brannte noch in meiner Phantasie nach.

Kurz, ich war verliebt in das Mädchen.

An Weggehen war nicht zu denken. Denn beide Mädchen kündigten mir Verwandtschaft und Freundschaft auf, wenn ich unter einem andern Dache bleiben wollte, als unter dem gastfreien Dache des Generals. So blieb ich, und der Abend und der folgende Tag, den ich mit den beiden Mädchen zubrachte, knüpfte tausend Fäden zwischen meinem und Hannchens Herzen an, die alle ihre unzerreißliche Stärke durch den Gedanken erhielten, das Mädchen sollte einem Manne aufgeopfert werden, den sie nicht liebte.

Kurz, ich war verliebt in das Mädchen.

Und die andere, Minchen, goß Oel in die Flamme. Sie erzählte mir, wie viel hundertmal sie und Hannchen von mir geredet, wie Hannchen, vorausahnend,

nur gewünscht hätte, mich einmal zu sehen, den sie ihr als einen jungen, höflichen, tapfern Ritter beschrieben; erzählte, wie mich Hannchen, den Unbekannten, Stück vor Stück verglichen hätte mit dem andern Unbekannten, und wie alles zu meinem Vortheile gewesen.

Kurz, ich wurde verliebt in das Mädchen.

Ich hätte sie geheirathet, auch wenn ich nicht verliebt in sie geworden wäre, erstlich, weil ich meiner Mutter versprochen hatte, meinen Rang zu ehren, zweitens aus Haß gegen Vater und Bräutigam, die sich hinsetzen, und über ein freies Menschenherz feilschen, handeln, bieten, wie Juden, wie Zöllner und Sünder.

Kurz, ich wurde mit jeder Minute verliebter in das Mädchen.

Und da sie am Abend zum Klaviere ein Lied sang von einem verlassenen Herzen mit dem Ausdruck der schmerzenden Wahrheit, und am Ende des Liedes ihrer Freundin die Hand reichte, und sagte: „Du verläßt mich nicht," da trat ich ans offe-

ne Fenster und schwor bei dem Abendsterne, der nahe am Jupiter hing, und bei dem, der beiden Sternen Licht und Leben giebt, ich wollte das Mädchen nicht verlassen.

Und da liebte ich das Mädchen.

Pah! da sagte ich der andern, daß ich ihre Freundin liebte, und so war ichs von Herzen los. Minchen sah mir ins Auge, faßte meine Hand, drückte sie, und fragte — hohl der Henker die Frage! — ob ich von Hannchens Stande wäre? Ich sagte trotzig: „Ja!" dann, ob ich reich genug wäre, Hannchen zu erhalten. Ich sagte: „Wenn es seyn muß, mit dem Blute meines Herzens." Ich mußte dann auch sagen, daß ich ein reicher Mann wäre. „Ja," sagte sie dann seufzend — „so ist kein anderes Mittel, als ich müßte meine Geliebte entführen.

„Hm ja!" rief ich. — „Heute Abend." Da aber war noch viel zu thun, viel zu wissen, ob Hannchen auch mich liebte, und so weiter. Und daß zwischen beiden Mädchen die Sache abgehandelt wurde, sah ich an Hannchens Aengst-

lichkeit. Ich dachte: die Liebe mag sich Bahn machen, und wartete.

Aber ich liebte das Mädchen von Herzen. Und so kam dann den Tag darauf der alte General. Da wurde die Sache ganz anders. Denn — doch leb' wohl! Grüß alle Deine lieben Leute!

Walensee an Rande.

Der General hatte ein Gesicht, wie ich es auf jeder Schulter, auf der Schulter eines Bettlers eben so gut als auf der eines Generals verehre, freundlich und muthig, ohne Furcht und ohne Anmaßung.

„Das ist der Herr, Vater — das ist der Ritter, Oheim, der —" riefen beide Mädchen, und der General schüttelte treuherzig meine Hand. Da wars ganz anders; denn dem Manne, der mich so freundlich unter seinem Dache bewirthete, hätte ich keine Tochter entführen können, und die Tochter, da sie vor dem gütigen, lie-

benden Vater stand, dachte nicht mehr an den Liebhaber.

Er fragte nach meinem Namen — doch das habe ich Dir schon geschrieben. Er gab mir eine Offizierstelle auf meine bloße Versicherung, daß ich von seinem Stande sey. Schon wieder!

Nun erschien ich in der Husarenuniform, und ich mußte mit dem General reiten und schießen. Das alles war gut, und wir wurden Freunde. Aber je mehr ich seine Tochter kennen lernte, ihre weiche, fromme Seele, je mehr ichs sah, wie sie mich auszeichnete, wie die Liebe gegen mich in dem sanften Herzen wuchs; da ich sah, daß selbst ihr Vater ihre Neigung gegen mich merkte, und daß ein zärtlicher Tiefsinn seine Stirn faltete, so daß er einmal sich selbst vergessend sagte: „Hätte ich alles voraus gesehen?“ und dann seiner Tochter die Wange streichelte: je mehr ich das alles sah, desto mehr liebte ich sie; aber desto mehr schwankte mein Entschluß.

Die andere zog sich zurück. Mir lag jetzt alles auf dem Herzen, und so be-

schloß ich, wie ein guter Husar — Ich ging zu dem General. „Ein Husar, wenn es vorwärts gehen soll, Herr General, besinnt sich nicht?"

„Nicht einen Augenblick, Leutenant!"

„Gerade drauf hinein? den kürzesten Weg?"

„Wie jeder ehrliche Mann, wenn auch kein Husar!"

„Gut denn! Ich liebe Ihre Tochter. Ich bin von Ihrem Stande, ich bin reich. Ich bin ein ehrlicher Mann, ich bin von reinen Sitten. Ich habe Muth zu allem, was mit der Ehre bestehen kann. Ich weiß, daß ich Ihre Tochter glücklich machen kann, daß ich es werde. Ich bin frei und unabhängig. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihrer Tochter meine Liebe zu erklären."

Er sah mich starr an, erst finster und fast feindlich; dann immer milder; aber freundlich nicht. „Haben Sie meine Tochter schon vorher gekannt? Ist das ein gewöhnlicher Roman? Weiß sie etwas?"

„Nein. Ich liebe sie. Ich kenne sie erst, seit ich hier bin."

„Meine Tochter ist verlobt! das wissen Sie nicht."

„Das wußte ich. Und ich war zur Noth entschlossen, Ihre Tochter, Herr General, dieser gezwungenen Verbindung zu entführen; aber seit ich Sie sah, kann ich das nicht, obwohl es nicht unrecht wäre."

Er sah mich finster, und seufzend an. „Hannchen hat nie einen Widerwillen gegen diese Verbindung gezeigt."

„Gezeigt! aber auch nicht gefühlt? Jedes Herz, dünkt mich, müßte Widerwillen fühlen. Es soll ein edler Mann seyn, dem Sie Ihre Tochter bestimmt haben."

„Ein sehr edler Mann. Ich habe mein Wort gegeben, und —"

„Durften Sie das, Herr General?"

„Seltsam, daß ich Ihnen Rechenschaft geben muß! Doch Ihnen! Es beruht auf dieser Verbindung das Glück eines sehr edlen Mannes, und eines hohen Glücks

für viele Menschen. Ich bitte Sie zu schweigen."

„Und vielleicht das Unglück Ihrer Tochter."

„Vielleicht. Aber ich fürchte das nicht; sonst würde ich —"

„Die Verbindung brechen?"

„Nein, nein! das nicht! Aber wünschen, sie wäre gebrochen. Sie könnten das anders auslegen, als ich will. Fühlen Sie, mein Freund, daß sie durchaus unglücklich werden müßten, wenn meine Tochter Ihre Frau nicht würde?"

„Nein, Herr General! Nicht durchaus."

„So ist unser Gespräch geendigt. Denn für meine Tochter stehe ich, und für Sie auch."

Da hatte ich meine Antwort und mein Urtheil. Ich ließ satteln, und nach einer Stunde saß ich auf meinem Fuchs, und sprengte von dannen; aber untersuchte noch immer, wer Recht hatte, der General oder ich, und so kam ich bei dem Regiment an, wurde im Dienste geübt, hieß Lieute-

nant Walen, schlicht weg, gab meinen Kameraden ein paar frohe Trinkgelage, erwarb ihre Neigung, und ging wieder ab, um zum Regiment zu treten, sobald es ausrücken sollte.

Der General war mein Freund. Er zeichnete mich aus, wenn er zum Regiment kam. Leb wohl!

Walensee an Rande.

So hatte ich vier Wochen auf meinem Gute hier zugebracht, da erhielt ich die Briefe meiner Schwester, und Schlagborns Antwort. Er war Hannchens Verlobter. Alle Welt! nun war alles anders. Vier Herzen standen auf dem gefährlichen Spiele, und eins, meiner Schwester Herz, wurde gewiß gebrochen. So schrieb mir meine Mutter. Der Augenblick war also da, den der General bestimmt hatte, wo er es gern sähe,

wenn die Verbindung ohne sein Zuthun zerrissen würde.

Es war keine Frage mehr, was ich zu thun hatte, den armen Schlagborn seines Worts zu entbinden, meine Schwester glücklich zu machen, den langen Kampf meines eignen Herzens kräftig zu endigen, bei dem nichts herauskam, als eine mädchenhafte Weichheit. Und so — adieu! mein Wagen steht bereit.

Ist des Generals Tochter eines Entschlusses fähig, und sie wird es, wenn sie mich liebt — (Ich fühle, mein Freund, daß ich sie mit der ganzen Seele lieben werde. Mit der ganzen Seele!) so werde ich meine Hütte zwischen einem Lorbeer- und einem Myrthenbaume aufschlagen und glücklich seyn, sogar nach meines Weibes Plane, ohne Lorbeern. Und so lebe wohl! Ich reise zu ihr.

Es war ein schöner Tag, der mir Muth zu allem machte. O welche armselige Kleinigkeiten haben auf das Herz des armen Menschen Einfluß! Da ich ausfuhr, lag ein dichter Nebel auf der Erde, ein kalter nasser Wind zog mir entgegen. Sieh, da war's mir, als führe ich einem Verbrechen entgegen. „Ist's auch Recht? ist's?" so fragte ich hundertmal. Mein Herz wurde zweifelhaft. Ich war mit mir selbst unzufrieden. Ich fluchte, ich beschloß zu unterlassen, was mir den Tag vorher als eine Pflicht vorgekommen war.

So gesinnt, kam ich auf dem Gute des Generals an. Der General war nicht auf Hohenziel, sondern in der Residenz, und seine Tochter war im Kloster Marienrode bei ihrer Tante, der Aebtissin des Klosters.

Mein Herz wurde leichter, da ich hörte, sie war nicht da. Es kam mir vor, der Himmel selbst schöbe ein Hinderniß in meinen Plan. Ich fuhr ab, und über-

nachtete in einem ganz einsamen Wirths-
hause.

Finster, grimmig sogar, daß ich nicht mit mir selbst eins werden konnte, daß ich nicht einschlafen konnte vor Unruhe, sprang ich auf, stellte mich ans offne Fenster und Jupiter stand am heitern Himmel im ruhigen Glanz.

Der Anblick dieses ruhigen Sterns kehrte mich und meine Entschlüsse ganz um, ganz und gar, und ich erröthete nicht, auch jetzt nicht. „Der soll unser Stern seyn!" sagte Hannchen den letzten Abend zu mir, da ich mit ihr zu Hause ging. Jetzt stand er vor mir, mein und Hannchens Stern. Und alle Bedenklichkeiten waren verschwunden. Ich sah ihn höher emporsteigen, meine Brust wurde frei. Ich schlief ruhig, und am andern Morgen fuhr ich gerades Weges der Abtei zu. Es war ein schöner Tag, der mir Muth zu Allem machte. Der Vögel frohes Chor sang lustig um mich her, und ich fuhr mit frohem Herzen weiter. Ich war entschlossen, der Zukunft den

Handschuh hinzuwerfen, und ihn ritterlich zu lösen.

Nahe beim Kloster kehrte ich ein und erkundigte mich nach der Aebtissin und den Klosterfräulein. Ein Mann, der im Zimmer war, nahm sogleich das Wort, und redete von der Aebtissin mit einer Begeisterung, sprach von ihrem sanften, menschlichen Herzen, von dem Unglück ihres Lebens, das eine unglückliche Liebe gemacht, und das die Zeit in einen weisen, sanften Ernst verwandelt hatte, daß ich beschloß, mich an die Frau selbst zu wenden.

Ich ging auf das Kloster, ließ mich bei der Aebtissin melden, und sie nahm mich in einem offnen Pavillon des Gartens auf.

Der Anblick dieser Frau, in einer Trauerkleidung, aber groß und majestätisch, erfüllte mich mit Ehrfurcht und Zutrauen.

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?"

„Das, woran es der Jugend gebricht, Rath, Rath in einer Sache, die meinem Herzen zu schwer ist." Es war in der That mein Ernst, Rande, so zu sprechen.

Sie lächelte. „Rath? Wie kommen Sie zu mir gerade?“

„Das wird aus dem Gange unsers Gesprächs hervorgehen, hochwürdige Frau! Ich darf Ihnen den Fall vorlegen?“

Sie setzte sich, zu hören. Ich trug ihr unsern Fall vor, ohne Namen zu nennen, und mit kleinen veränderten Umständen. Sie schien sich zu besinnen. „Und wenn ich den Fall entscheide,“ hob sie dann an — „so wollen Sie der Entscheidung unbedingt folgen?“ Ich besann mich. „Sie haben also schon entschieden. Sie suchen bei mir etwas anders als Rath?“ Ich schwieg noch immer. „Freilich,“ sagte ich — „habe ich die Sache schon entschieden. Welch ein Mensch wäre ich auch, wenn mir nicht gewiß wäre, was Recht ist, was Unrecht!“

„Was wollen Sie also?“

„Die Bestätigung, den Beifall eines schönen, menschlichen, weiblichen Herzens; und ist es wahr, daß Sie die Trauer tragen, wegen eines ähnlichen Falles: so —“

So hätten Sie sich an mich nicht wenden sollen, weil sie wußten, mein Herz würde mich partheiisch machen. Und so muß ich glauben, der Fall, den Sie mir vorgelegt haben, geht mich nahe an?"

„Er geht Sie nahe an, Hochwürdige Frau!"

„Er betrifft meine Nichte, Fräulein Brockdorf?"

Sie errathen nicht, Sie wissen schon. Und so kann ich frei reden."

„Gut denn: wer sind Sie also?"

„Ich heiße Graf Walensee, und —"

„O mein Gott!" rief sie schnell aufstehend, dann setzte sie sich wieder; aber eine heftige Bewegung, worin sie war, konnte sie nicht verbergen. Ich wollte fortfahren; aber sie bat mich jetzt, aufzuhören, und sie eine Zeit allein zu lassen.

Ich ging einige Mal auf und nieder, bis sie in die Thür trat und mir winkte.

„Graf Walensee," sagte sie, mir die Hand reichend — „ich liebe Sie. Ihre Mutter ist meiner Jugend theuerste

Freundin. Ich muß Ihnen sagen, daß mein Bruder nie in eine Verbindung seiner Tochter mit Ihnen willigen kann. Das müssen wir beide bedenken. Wollen Sie unbedingt meiner Entscheidung folgen? Ich liebe Sie wahrhaftig."

„Ich folge unbedingt Ihrer Entscheidnng, wenn —"

„Aber Sie hatten schon einmal meinem Bruder versprochen, ruhig zu seyn."

„Das hatte ich; auch hielt ich Wort. Aber des Generals Entscheidung war bedingt. Da schrieb meine Schwester mir diesen Brief —"

„Ihre Schwester? O lassen Sie sehen."

Sie las. Sie las wieder. Sie trocknete sich das Auge.

„Sie wollen unbedingt meiner Entscheidung folgen?"

„Jetzt unbedingt. Denn es sind mir Zweifel eingefallen, mir selbst. Obgleich ich glaube Recht zu haben, so zu entscheiden, wie ich that."

„Sie sollen meine Nichte sehen.“

„Erst müssen Sie entscheiden; dann seh ich sie immer oder gar nicht wieder.“

„Gut denn, mein Freund, so entscheide ich denn. Meine Nichte kam hieher, und entdeckte mir, daß sie liebte, daß die Verbindung mit dem Grafen Schlagborn sie unglücklich machen würde, daß sie aber entschlossen sey, ihrem Vater zu gehorchen. Sie nannte Sie nicht mit Namen; denn Sie hatten Ihren Namen verleugnet. Aber Sie sind es, den sie liebt. Ich gebe Ihnen meine Nichte, Walensee! Ich weiß, mein Bruder muß uns einst danken, was wir thun. Nur, mein Freund, Sie sehen, Schlagborn darf eben so wenig wissen, was wir thun, als mein Bruder. Sie bringen Ihre Frau, wohin Sie wollen, nur in eine Verborgenheit, bis mein Bruder versöhnt ist. Ich stehe Ihnen für seine Versöhnung. Drauf Ihr Wort, Walensee!“

Ich gab ihr mein Wort.

„Nun sollen Sie meine Nichte sehen.“

O Nande, wie sie daher trat, zögernd an der Seite der Verwandtin, die ihr Muth einsprach, auf dem unschuldigen Gesicht die Blässe der jungfräulichen Furcht, aus welcher der Liebe hoher Purpur hervorbrach! O wie vielmehr kostete ihr dieser Gang, als alles, was ich je für sie thun konnte! Guter Himmel! auch war meine Empfindung nichts, als ein heißer Wunsch, sie vollkommen zu beglücken.

So wie sie unter den Schatten der Bäume trat, der sie den Fenstern des Klosters verbarg, flog ich ihr entgegen, kniete vor ihr und sagte: „O darf dieser Mund den schönsten Wunsch dieses Herzens Ihnen sagen?"

Rosen und Lilien kämpften auf ihren Wangen, und aus dem bedeckten Auge rannen Thränen. Sie antwortete nicht, sie beugte ihr Haupt an den Busen ihrer Tante, nur einen Blick warf sie auf mich; aber den Blick der frommsten Unschuld, der heißesten Liebe. Da umfing mein Arm sie, und mein Herz schlug an ihrem.

„Und mein Vater?“ lispelte sie leise, in meinen Arm schwach versinkend.

„Ich gebe Dir seine Verzeihung, mein Kind!“ rief die Aebtissin. — „Ich gebe Dir sie und seinen Seegen. Er wird diese Stunde segnen, die seine Tochter zur Frau des Mannes macht, den er nach Dir am meisten lieben muß. Er heißt Graf Walensee.“

„Walensee?“ rief Hannchen erstaunt — „guter Gott! der Sohn der —“

„Eben der, mein Kind! aber doch würde Dein Vater, trotz seines Wunsches, sein Wort nicht brechen. Du kennst ihn. Eine kurze Verborgenheit, und sein Herz wird bald nach Dir verlangen!“

Da reichte sie mir die Hand zum ewigen Bunde. Ich verließ auf der Tante Geheiß den Garten. Um Mitternacht legte der Pfarrer des Klosters unsre Hände zusammen. Ich führte sie aus der Kapelle in den Wagen. Wir fuhren ein paar Tage durch, und ich brachte meine Frau

nach Bergen zu meinem alten Freunde, dem Magister.

O welche selige Stunden, mein Freund, auf dem Schauplatz meines Jugendglücks, den stolzen Tempel der Liebe zu erbauen! Der finstre Philosoph wurde ein Jüngling in der Gesellschaft des edelsten weiblichen Geschöpfs. „O hohl der Henker den Euripidides!" rief er — „Deine Frau sollte er kennen, Eberhard, und es würden andere Verse in ihm vorkommen! Hohl die griechischen Weiber der Henker! O wäre ich noch jung!"

Walensee an Rande.

Noch bin ich in Bergen. Mein Schwiegervater hat seinen Abschied genommen, und die Aebtissin hat mir meinen verschafft, damit der General, wenn er die Entführung seiner Tochter erfährt, meinen Aufenthalt nicht wissen soll. Aber, so schreibt sie mir: „Sie müssen

selbst in den schöneren Ketten Ihrer Armida nicht vergessen, daß Sie, mehr als jeder Andere, dem Vaterlande gehören, und so habe ich, wahrscheinlich durch meine Mutter, eine Anstellung beim Generalstabe der Armee erhalten, die sich jetzt an der Gränze sammlet."

In der That, Rande, sey es meine Mutter, oder wer es ist, sie hat meinen Wunsch erfüllt. Der wilde Husar mit seinem Säbel paßte für den wilden Jüngling; für die Idee meine jetzige Stelle. Mein Weib, so weiblich sie ist, ist eines braven Soldaten Tochter. Sie sank zwar zitternd in meine Arme, da ich ihr meine Anstellung ankündigte; aber sie beherrschte ihren Schmerz, und, begeistert von Liebe, will sie mir zwar ins Feld, aber nicht auf das Schlachtfeld folgen.

Ich bin in der Residenz gewesen. Man thut entweder, als kennt man mich nicht, oder man kennt mich wirklich nicht. Ich wurde dem Fürsten vorgestellt. Er empfing mich wie einen jungen Mann, den er gern in seinem Dienste sieht; aber nicht

und nur den Befreier des freien Vaterlandes sieht: o eben so oft drangen Thränen in mein Auge. „O," rief ich oft — „könnte ich diesen Augenblick erleben, ich wollte dafür alle andere Güter des Lebens, das Leben selbst geben! Ich habe einen schönern, einen seligern Augenblick erlebt als diesen, und nie vergesse dieses beseligte Herz, wie gütig Gott ist!"

Und nun kein Wort mehr. In vier Wochen gehe ich ab zur Armee, und mein geliebtes Weib, mein andres Ich mit mir! Leb wohl!

Walensee an Nände.

„O ihr neidischen Mächte des Himmels!" rufe ich zürnend mit den Alten. Unsre Hoffnung ist nur allmächtig, unsre Tugend ist so schwach als der Arm, den ich ausstrecke, als der Fuß, den ich bewege. Ich erfasse, ich erreiche nichts als

das Grab. Was hilfts dem verarmten Menschen, wenn eine tröstende Stimme ihm sagt: „Die Tugend ist zu erhaben, um sie zu dem Keim einer irdischen Hoffnung zu machen?“ Es sollte so nicht seyn, und der Mensch ruft mit den Alten: „Ihr neidischen Mächte des Himmels!“

So ist es! Ich saß einmal neben Sophien. Sie sang phantasirend eine Hymne von Klopstock. Das Auge flammte, die Brust, mit der Stimme, hob sich. Ich war entzückt. Auf einmal schwieg sie beschämt und fast zürnend. „O,“ rief sie — „warum fehlt mir bei der Allmacht der Empfindung die Stimme? Der arme Mensch! Eine himmlische, unermeßliche Frucht auf eine schwache Ranke geimpft, sie sinken Beide zu Boden.“

So ist es! Hat der sorglose Wilde nicht Recht, der frägt: Was ist gestern? wann ist morgen? Jetzt ist Alles!

O ich möchte jetzt mein Glück, mein Weib, mein Alles in eine menschenleere Einsamkeit verbergen, in eine finstre

Nacht; aber wohin fliegen die Pfeile des Geschicks nicht? Welches ist der Ort, wohin der Arm des Unglücks nicht reicht? — Das Grab! o wehe!

Mit muthiger Hoffnung wollte ich hinaustreten ins Leben. Jetzt zittre ich davor. Ich ahne nichts als Unglück. Lies den Brief von Schlagborn. Er hat mich zum Zittern gebracht.

Graf Schlagborn an Walensee.

Armer Freund! Auch die Freundschaft kann des Schicksals feindliche Macht nicht beugen! Ihr schönstes, ihr großmüthigstes Opfer war vergebens! O mein treuer, armer Walensee! Du schwiegst! O hättest Du nicht geschwiegen, mein Bruder! Mich konntest Du nicht retten; aber ich hätte Dich retten können! Dich! und wir wären nicht alle trostlos geworden.

Mein edler Oheim Schlagborn traf mich in B**. Sein Auge war noch finsterer, als sonst. „Das Schicksal,“ sagte er — „verweißt mich immer mehr an eine Hoffnung, die ich nicht erleben werde. Sie löscht nach und nach mein Leben aus, während ich noch athme. Ich habe wieder das Herz eines Freundes brechen müssen, des theuersten, den ich hatte, des Generals Brockdorf.

„Wie so?“ fragte ich zitternd.

Seine Tochter ist entflohen, Deine Verlobte, und wahrscheinlich mit einem Bösewicht, einem Abenteurer.“

Ich erstarrte; denn ich liebte den edeln General; aber doch stieg in meinem Innern eine leuchtende Hoffnung empor, die zitternd durch alle meine Empfindungen fuhr, und mein Herz in den gewaltsamsten Aufruhr brachte.

„Ich sehe an Deiner Bewegung, mein Sohn,“ fuhr er fort, seine Hand tröstend auf meine Brust legend — „daß Du sie mehr liebst, als ich gedacht habe, und

so —" Er legte seine Hand über die Augen, und wendete sich von mir ab.

„Ich bitte Sie, fahren Sie fort!" rief ich erschüttert von seinem Schmerze."

„Ich wollte Dir einen neuen Plan," sagte er nach einer langen Pause — „zu meinem Glücke vorlegen. Aber nein! Laß mich trostlos ins Grab gehen!"

Ich schwor ihm jetzt, jeden seiner Wünsche zu erfüllen. Konnte ich anders? O Walensee! Ich halte ihm Wort, welches auch der Preis seyn muß! Das weißt Du ja!

Da faßte er meine Hand, und verlobte mich mit der Tochter seines ältesten Freundes, des Doctors, der bei ihm lebt, von dem ich Dir ja so oft erzählte, mit Leopoldinen, einem Engel voll Unschuld und Schönheit. Deiner Schwester theure Gestalt stand vor meinen Blicken, da ich ihm meine Hand zur Verbindung reichte. Ihre Stimme erklang in meiner Seele. Doch reichte ich meine Hand meinem Vater. O Walensee!

Er war mit sich selbst viel zu sehr beschäftigt, als daß er meinen Schmerz hätte sehen können, unter dessen Schlägen mein Leben erstarrte. Um es ihm zu verbergen, sagte ich: „Der arme General! das unglückliche Mädchen, seine Tochter!“

„Ja wohl! Aber ich bin es ja gewohnt, den einzelnen Menschen aufzugeben.“ Er fing an zu erzählen, was der General ihm geschrieben hatte. O bei dem dritten Worte dieser Erzählung erkannte ich Dich, Walensee! Und der Schmerz riß jetzt doppelt an meiner Seele. Da nannte er Deinen halben Namen Wahlen, die Zeit Deiner Ankunft, erzählte, daß Du das Mädchen nur einen Tag lang gesehen. Ich war überzeugt, Du, Du, der großmüthigste Freund, warst es, der durch die Verbindung mit Hannchen den Freund, die Schwester retten wollte. Und das Opfer — o Himmel! o barmherziger Gott! — das schwere, blutige Opfer ist vergebens. Wir Alle sind unglücklich! Auch Du!

O warum schwiegst Du? o warum? o warum griffst Du mit gewaltsamer Hand in das diamantne Gewebe des Schicksals? Mußtest Du nicht glücklich seyn, um uns Alle zu trösten?"

Der General ist sehr erbittert. Ich bitte Dich, ihm ja Deinen Namen zu verschweigen, und Deinen Aufenthalt. Er würde Dir nicht verzeihen, auch wenn er erführe, welch ein Opfer Du der Tugend und der Freundschaft mit dieser Verbindung gebracht hast.

Lebe wohl, edler Freund! Lebe wohl! Und laß mich in zwei Worten wissen, daß Du nicht ganz unglücklich bist.

Antwort.

Zittre nicht, Schlagborn! Ich war entschlossen, Dich zu retten, und meine Viktorie um jeden Preis, auch um den, den Du voraussetzest. Aber ich sah des

Generals Tochter, ehe ich wußte, daß sie Dir bestimmt war, und liebte sie. Da erst erfuhr ich ihr und Dein Geschick. Ich bin glücklich, Schlagborn, so glücklich, als ein Sterblicher es seyn kann.

Kann Dich das trösten, mein theurer Freund, so tröste es Dich! Wie kann Dein harter Oheim den einzelnen Menschen vergessen? Ist denn seine Welt glücklicher Menschen nicht aus Einzelnen zusammen gesetzt? Obwohl ich nicht tadeln will, was Du thust; wünschte ich doch selbst es gethan zu haben.

„Laß ihn vergehen unter seinem Schmerze," sagte mein alter Lehrer, mit dem ich meinen Kummer theilte — „welch einen gültigern Bürgen der Unsterblichkeit, der göttlichen Natur der Menschen hat ein Mensch als den, wenn er das höchste Unglück freiwillig wählt, weil es Recht ist?"

Sieh, das wollte ich Dir sagen, Schlagborn, und noch mehr als das: daß die Zeit alles verhüllt, alles heilt, alles bedeckt, und wenn nicht die Zeit, doch

das Grab; aber das tröstet mich selbst nicht. Nein, meine Thränen stehen fest und brennen im wunden Auge ewig fort. Ich mag mich nicht trösten mit der Vergessenheit, obwohl der Trost mit jeder Minute ungesehen, wie der Neumond mit der Sonne, empor steigt, ehe er leuchtet und erquickt.

Ach, und an meine Viktorie mag ich Dich nicht erinnern, die nur Deinen Schmerz hat, nicht Deinen Muth, nicht Deinen Trost; die nur einem harten Schicksale geopfert wird, nicht einer glorreichen Tugend.

„Hat sie nicht den Glauben, den Trost der Unschuld?" rief mein Lehrer, und trocknete sein Auge.

Aber es tröstet mich nicht, und meine Thränen stehen fest und brennen ewig fort. Sie brennen fort, obwohl ich ernsthaft mich frage: was ist denn das Unglück, wenn wir nicht unsterblich sind? Und was ist es denn, sind wir unsterblich? Nichts. Aber es tröstet mich nicht.

Es ist mir, als läge von jetzt an eine Klapperschlange auf meinem Wege, den ich gehen will, Schlagborn; als hätte sie das rothe, tödtende Auge schon auf mich oder mein Weib gerichtet; als vergiften mich schon ihre Blicke, ehe ihr Zahn in mein Herz fällt. Ich habe meinen Muth verloren durch Deinen Brief, Schlagborn, und mich dünkt, das ist das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann. Fahr wohl! fahr wohl!

Walensee an Rande.

Ich schaue wieder mit kühnem Blick in die Sonne meines Lebens, den Ruhm, Rande; und den zärtlichen Blick voll Liebe schlage ich zurück auf mein theures Weib, die nun schon vier Monate lang von mir getrennt ist. Der Krieg ist ein Ungeheuer, in der Hölle erzeugt, von der Sünde geboren, von der wahnwitzigen

Raserei groß gesäugt, mit der Sense des Todes, mit allen Pfeilen und Marterwerkzeugen des Schmerzes, des Unglücks, des Schicksals bewaffnet. Todesröcheln, Angstgeschrei, ist seine Stimme, und doch — und doch — denn ich kämpfe für die Freiheit meines Vaterlandes! — schwillt mein Herz von stolzer Kraft mitten im Blutvergießen.

Hier siehst Du den Mann und den Feigen. Auf dem Schlachtfelde gilt kein Lächeln, kein Achseltragen. Du stehst vor dem Tode wie ein Mann, oder fliehst wie ein Feiger. Beim Himmel, Rande, beim Himmel! auf dem Schlachtfelde sieht erst der Mensch in seine Brust. Da gilt keine Heuchelei mehr! da reicht der Tapfre dem Tapfern die Hand, und dem Feigen folgt seine eigene Verachtung. O das Wort: Viktorie, wenn es mit dem Kanonendonner, und dem Geschmetter der Trompeten vom Schlachtfelde triumphirend gen Himmel braust, ist das stolzeste Wort, das mächtigste, das von des Menschen Lippen geht. Ich sah Sterbende, die ihre letzte Kraft der

Brust an dieses Geschrei verschwendeten, und dann triumphirend starben.

Nein, Rande, Du weißt nicht, was das Leben gilt am Abend nach einer blutigen Schlacht! Ich weiß es. Es ist nicht mehr ein Geschenk der Natur, des Arztes, der fürstlichen Gnade auf dem Blutgerüst. Es ist das erworbene, theuer erkämpfte Gut. Alle Quellen des Lebens springen frisch in der frohen Brust des Soldaten auf dem erfochtenen Schlachtfelde. Nein, Du weißt nicht, was Leben heißt.

Und nun denke Dir, wie furchtbar es mich faßte, da neulich — Ich hatte nämlich die Reserve-Artillerie zu führen, sobald mir die Ordre wurde. Ich war in einem Hause, das hoch genug lag, um sogar einen Theil der Schlacht sehen zu können. Ich stand am Fenster, jeder Kanonenschlag zuckte durch mein Herz, und zwischen dieser furchtbaren Musik des Todes schwirrten Töne, die ich mir nicht erklären konnte, bald sanft, bald lauter. Ich frage endlich. Ein junger Mensch sagt mir:

es ist eine Aeolsharfe, die ich spielen lasse, weil der Wind gerade auf die Fenster geht; sagt das mit Lächeln, mit triumphirendem Lächeln, ohne ein Ohr zu haben gegen die ernste Donnerstimme des Todes, und gegen das Seufzen der Menschen im Zimmer, die sich hier versammelt hatten.

Der Teufel! ich hätte bald Händel mit dem gefühllosen Narren angefangen, der, wie Nero, zu dem Weltbrande seine Saiten schlägt.

O Nande, ich bin ein Mann geworden auf dem Schlachtfelde; aber ein besserer als ich vorher war. Ich möchte ums Himmelswillen nicht eine Prahlerei mehr sagen. Ich möchte nicht scherzen mit der Gefahr über das Leben. Eine Aeolsharfe zwischen die Seufzer der Sterbenden! Aerger kann man doch nicht prahlen.

Ich habe Briefe von meiner Mutter. Meine arme Schwester lebt, schreibt sie, lächelt, phantasirt in schönen, lieblichen Vorstellungen. Sie umhüllt ihren Schmerz mit Blumen, mit den lieblichsten duftendsten Blumen des Paradieses; so wie man

den Leichnahm einer Jungfrau mit dem Brautkranze schmückt, so schmückt sie ihr Leiden auf.

Der Arzt, dem meine Mutter ihre Leidenschaft, doch ohne Namen zu nennen, vertraut hat, giebt gute Hoffnungen, und diese Hoffnungen gründet er auf Viktoriens Unschuld, auf die Art ihrer ätherisch-reinen Liebe. Er hat meine Mutter fast überzeugt. Sie meint, bei dieser Liebe, die schneeweiß, und fleckenlos wie eine Lilie in der reinen Brust eines unschuldigen Mädchens aufgeblüht ist, sey, trotz der Hoffnungslosigkeit, eben so viel Glück als Schmerz.

Sie blüht schöner als je, schreibt mir meine Mutter; und wenn nicht die Liebe zu der Einsamkeit so groß, so beständig wäre, würde sie Viktorien für gesunder halten als je.

Gott gebe es! Aber denken kann ich mir es, Rande, wie der Gedanke an die Ewigkeit in einem reinen Herzen, in das die Sinne ihr gährendes Gift nicht gegossen haben, ein zarteres, ein glückliche-

res Leben hervorbringen kann. Gott gebe es! Gott gebe es!

Der Herbst kommt. Man redet von Frieden. „Davon," sagt mein General redet man jeden Herbst." Aber es ist doch mehr als das; denn die Armeen haben sich beide zurückgezogen.

„Stille vor dem Sturm!" sagt der General. Ich habe mein Weib schon zweimal gesprochen. Ich glaube, der General sendet mich, wenn es keine Gefahr ist, mit Willen in die Gegend, wo sie lebt. O wie dank ich es ihm! O wie liebe ich sie, Rande! Wie liebe ich die stille, muthige Seele, die mir alle ihre Sorgen um mich verbirgt, und mir nur das Lächeln ihrer Liebe zeigt. Lebe wohl!

Walensee an Rande.

Wo bin ich? Wo soll ich sie suchen, Rande? Rande, im Thor des Todes?

Schon wieder einen Monat schweife ich wie ein Mörder, wie ein verfolgter Räuber in der Gegend umher, und rufe im wilden Dickicht des Waldes, in dem Dunkel grausenvoller Höhlen, in dem wilden Sturz unwegsamer Klippen ihren Namen, und mir antwortet höhnend die Stille des Grabes, oder das Tosen des Gießbachs im Gebürg!

O Du würdest mich nicht erkennen, Rande! Ich erschrak vor mir selbst, da ich mich im Zimmer des Kriminalrichters, zu dem man mich als einen Verdächtigen geschleppt hatte, im Spiegel sah, das gelbe, eingefallne, von der Sonne gebrannte Gesicht, die erloschenen Augen, die ausgedörrten, aufgesprungenen Lippen, die tiefen Höhlen der Wangen, die zerrissenen Kleider.

Der Kriminalrichter erstarrte, da ich meinen Namen erwies, und mein Schicksal erzählte. Ich nahm nur ein Glas Wein, einen Bissen Brodt, und Pferde, um weiter zu kommen, und nun lieg ich hier in Sommern, und harre auf die

Ankunft eines Bauern, der eine flüchtige Frau von der Armee soll gefahren haben.

Noch immer kommt er nicht. Die Ungeduld, der Schmerz wird noch mein Gehirn zersprengen. Wo ist sie? Wo bist Du, geliebtes, unglückliches Weib?

Es ist Nacht, und er ist nicht hier, ihr Führer. O ist er es?

Durch ein paar schnelle, heimliche Märsche umgeht uns der Feind. Wir waren zur Schlacht gezwungen, und sie ging verloren. Ich erhielt die Ordre, ein Corps Kavallerie und Geschütz durchs Gebürg zu führen, um einen Paß besetzen zu lassen, auf der Flanke des wahrscheinlichen Marsches der Feinde.

Auf halbem Wege erhalte ich Ordre, zurückzukommen; denn der Feind marschirt an einer ganz andern Seite. Ich eile. Ich höre den Kanonendonner in der Gegend, wo meine Frau auf einem Dorfe wohnt. Der Tag, jede Stunde, jede Minute gießt die Hölle aus über meine Seele.

Flüchtige bringen mir den andern Tag die Nachricht, daß unsre Armee gewichen ist, daß die Schlacht nahe bei Groß-Soren gewesen ist, wo meine Frau wohnte.

Ich muß zurück, zur Armee, die retirirt. Ich erreiche sie. Der Feind hat die Gegend in Besitz, wo meine Frau wohnte. Ein Waffenstillstand giebt mir die Freiheit, mit einem Trompeter zu dem Feinde zu gehen, mein Weib zu suchen. Ich komme nach Soren. Das Dorf ist halb abgebrannt. Die wenigen Einwohner, die sich wieder gefunden hatten, wissen nichts als unsichre Gerüchte. Meine Frau ist niedergekommen mitten unter den Schrecken des Kanonendonners, und wei-

ter weiß man nichts, als daß das Haus, worin sie wohnte, abgebrannt ist.

Andere widersprachen dem, und behaupten, die junge, schöne Offizierdame habe sich vorher gerettet. Aber ist es nicht Mitleiden mit meiner Angst, die ihnen diese Erzählung eingiebt?

Ich fliege von Dorf zu Dorf, höre jeden Einwohner ab nach einer Frau mit einem Kinde; überall höre ich von ihr, von gräßlichen Schicksalen fürchterliche Erzählungen, die ich alle glaube, und an denen nichts ist; so widersprechen sie sich.

Ich fliege an alle Orte, wo sie vorher gewohnt hat, und wohin sie sich hat retten müssen, wenn sie sich hat retten können. Sie ist nirgend gewesen. Ich hoffe noch immer, es soll ein Brief von ihr kommen. Meine Hoffnung verschwindet.

Ich forsche bei unsern Truppen, die durch Soren marschirt sind. Ich höre von einem Soldaten ein dunkles Gerücht, der in Soren ein Kind gefunden und

gerettet haben soll. Aber der Soldat ist nicht da. Niemand kennt ihn, Niemand weiß von ihm.

Ich nehme meinen Abschied; denn ich beschloß, sie auf der ganzen Erde zu suchen. Ich durchsuche um Groß-Soren jedes Gebüsch, jedes versteckte Plätzchen. Alles vergebens!

„Sie ist todt!“ ruft die Verzweiflung in mir. „Sie lebt!“ ruft die Liebe, die Hoffnung, mein Gewissen, der Glauben an Gottes Barmherzigkeit, an seine Gerechtigkeit. So irre ich, verzweifelnd und hoffend — der fürchterlichste Zustand! — von Ort zu Ort. Ich war von Sinnen, Rande; denn ich suchte sie in Gegenden, die nur wilden Thieren zum Wohnplatze dienen.

Er ist da! Der Bauer ist da! Gott sey ewig gelobt!

Es ist nichts! Er hat eine Frau gefahren; aber eine alte Frau mit drei Kindern.

O Schicksal! „Aber," rief ich — „hat Er denn nicht etwan von einer jungen Frau gehört?"

Er schüttelte, besann sich, und schüttelte wieder.

„Du weißt etwas von ihr!" rief ich zornig. Sein Schütteln wurde mir verdächtig. Ich faßte ihn vor der Brust. Man mußte ihn aus meinen Händen losmachen.

O, wer errettet mich aus den Händen meiner Verzweiflung? Wer?

Walensee an Rande.

Dein Besuch hat mir wohlgethan, Rande! Ich will mich ja finden. Habt nur Geduld mit mir! Es wird ja werden! Und laß mich doch zuweilen nach Groß-Soren reisen; ich setze mich da auf die

Stelle, die ihr Grabmahl wurde. Ich habe dem Besitzer des abgebrannten Hauses ein niedliches Haus wieder aufbauen lassen, mit einem Kreise von schönen Platanen vor dem Hause, in dessen Mitte eine Marmortafel ihren Namen und meinen Schmerz sagt. Hier sitze ich und traure ein paar Tage im Jahre.

Soll ich das nicht? Soll der Wilde mich beschämen, der Jahre lang den Tod seiner Gefährtin betrauert, die er nicht einmal liebte? O und sie? sie, die ich in meinem Herzen trug, wie die Hoffnung des Lebens, wie die Hoffnung der Seligkeit? O soll ich sie denn nicht ewig lieben? Soll ich sie denn nicht ewig betrauern?

Habe Geduld mit mir, Rande! und besuche mich fleißig, mein Schmerz wird ja still und süß. O mein Freund!

Sophiens Freude.

Während des Lesens war Sophie schon zehnmal aufgesprungen, um ihrem Manne um den Hals zu fallen. Dann schloß sie ihren Geldschrank auf, und legte eine Summe Geld vor sich auf den Tisch, und rief, da ihr Mann fragte, wozu? mit frohen und nassen Blicken: „Zu ein paar frohen Tagen für die arme Wittwe da drüben. Ich bitte Dich, lies weiter, lieber Mann, die Freude hat mir den Athem zum Lesen genommen.

Nach ein paar Briefen vermehrte sich die Summe auf dem Tisch, und mit rollenden Thränen rief sie: „Ich gebe mich heute zur Bettlerin, Mann!“ Und sie legte zu dem Gelde ein theures Halsband. Strauch lächelte wehmüthig, obgleich er nicht alles begriff in den Briefen.

Aber da ihr Mann las, wie Walensee seine Frau und sein Kind verloren, wie er die Nachricht hört, daß ein Soldat sein Kind in dem brennenden Dorfe soll gefunden haben, da erblaßte sie, da schluchzte sie laut, da breitete sie die Arme gen Himmel, da beugte sie die Kniee voll Wehmuth.

„Um Gotteswillen, theureste Sophie, was ist Dir?"

„O Gott! gütiger Gott! warum habe ich denn nur Gold und Edelgesteine zu vertheilen? Warum kann ich denn nicht diese Seligkeit aus meiner Brust in irgend ein zerrissenes Herz gießen? O warum kann ich denn nicht den Glauben, der von nun an unter den schwersten Leiden des Lebens fest stehen soll wie ein Felsen, wie der Angelstern am Himmel, warum kann ich diesen seligen Glauben: es ist ein guter Gott! nicht vertheilen, wie Gold, wie das elende verächtliche Gold? O warum kann ich nur den Schmerz des Hungers stillen, den Nackten kleiden, den Dürstenden tränken? warum nicht den Gram in

der Seele stillen, den Trostlosen erquicken, das Auge des Verzweifelnden auf Gott richten? So reich bin ich jetzt, und so arm! so arm!"

„Aber," fuhr sie nach einer Pause, da sie den schönsten Schmerz eines menschlichen Herzens ausweinte — „ich kann ja ein Herz erquicken," und sie lief an ihr Instrument.

„O recht, Sophie, recht!" rief der Mann, löschte die Lichter aus, und öffnete die Fenster. — „Sieh, da sitzt sie schon mit gestütztem, schwerem Haupte am Fenster, und hofft vielleicht auf die tröstenden Töne Deiner Stimme."

Es war eine junge Frau, die gegen Strauchs über wohnte. Sie lebte in der einsamsten Stille, nur ihrem Grame, den Niemand kannte. So wie Sophie mit ihrem Manne zurückgekommen war, hatte Sophiens Gesang — sie sang fast immer Adagios — die Frau, die am offenen Fenster horchte, getröstet. Ihre Wirthin, die Theil nahm an dem Schmerze der jungen, sanften Frau, hatte das

Sophien vertraut, und wenn die Frau am Fenster erschien, so sang Sophie ein sanftes, wehmüthiges Lied.

Diesen Abend sang sie mit einer Stimme, mit einem Ausdruck, der von ihrer innigsten Theilnahme zeugte; und da Sophie das schöne Talent hatte, die Worte ihres Gesangs sehr deutlich zu singen: so sang sie zu ihrem Phantasiren Worte, die ihr ihre bewegte Seele eingab, und die Frau gegenüber schien sie zu verstehen. Sie legte sich weiter hervor ins Fenster, und zuletzt mußte sie das Auge mit ihrem Tuche bedecken.

Das sagte Strauch Sophien. Sophie endigte; und leise, und wie sie gekleidet war, schlich sie hinab aus dem Hause, hinüber, pochte leise an die Thüre der Frau, öffnete, und trat zu ihr ins Zimmer.

„Ich habe Sie weinen sehen, Madam," sagte Sophie mit der süßen Theilnahme ihres Herzens. — „Ich kann nicht anders. Ich mußte zu Ihnen,

um Sie zu trösten, oder mit Ihnen zu weinen."

„Sie haben mich schon getröstet, Frau Assessorin! Auf den Tönen ihrer himmlischen Stimme schwebe ich in ein glückliches Jahr zurück, das mir des Himmels Güte gab. Ich war sehr glücklich."

Sophie erstaunte, da sie die Worte hörte, und den Anstand der Frau dazu sah. Sie faßte ihre Hände, sie legte ihr Haupt an den Busen der Unglücklichen. In dieser überirrdischen Empfindung des Mitleidens konnte Sophie nur den Entschluß der Frau, ganz ohne Menschen zu leben, überwinden. Sie blieben ein paar Stunden zusammen, und waren Freundinnen geworden. Zu einem Gegenbesuche war aber die Madame Brock nicht zu bereden.

Aber noch diesen Abend brachte Sophie ihre Geschenke in ein paar Hütten auf der Nachbarschaft, und eine Menge Augen schlossen sich diese Nacht nicht in Thränen.

Jauchzend kam Sophie spät zurück, und flog, o wie glücklich! in die Arme ihres Mannes, der noch immer nicht recht begriff, was eigentlich Sophien so außer sich selbst gebracht hatte.

Da enthüllte sie ihm das ganze rosenrothe Gewebe des Schicksals ihrer Freunde; alles! alles! und die Freude schlug jetzt ein Band um ihre Herzen, das noch seliger war, als das Band ihrer Liebe.

Am Morgen hüpfte sie nur in einen Schahl gewickelt zu Tanzmeisters, zum Nachbar. Sie stürzte zu dem Nachbar mit einem Freudengeschrei ins Zimmer, und mit ausgebreiteten Armen um seinen Hals.

„Was ist Ihnen?" fragte er, die beiden Zipfel des Schahls, die aus einander gegangen waren, sanft über einander schlagend — „können Sie noch glücklicher werden, liebstes Kind, als Sie sind?"

„Ich bin glücklich wie ein Gott!" rief sie. — „Ich bin nicht nur die Pythische Priesterin, die des Menschen Schicksale vorher sagt. Ich bin Apoll

selbst, mehr als Apoll, ich bin die Parze, welche den Faden des Geschicks spinnt."

„Das waren sie längst, liebes Herz, das waren sie längst. Sie spannen mein Geschick mit hellen Fäden; des Tanzmeisters Leben haben sie zu einem Kranze von Freude gemacht. Mich dünkt, Ihr Mann selbst wurde Assessor durch Sie. Aber wenn Sie zu des Schicksals alten Göttinnen wirklich gehören: so zeigen Sie Ihre Allmacht. Denn der arme Walther hat geschrieben, in einem Tone, der selbst seinen frohen Vater unruhig macht."

„Er soll glücklich seyn!" rief sie majestätisch. — „Er soll alle seine Wünsche erreichen."

„Die nicht einmal Jemand kennt."

„Ich, die Pythia, kenne sie. Ich, die Parze, habe den Faden seines Glücks schon auf der Spindel."

„Marie ist unruhig, ihr Mann auch. Mariens Mutter vergießt Thränen, die Sie in den Flittertagen ihrer Liebe nicht gesehen haben."

„Unruhig? worüber? weshalb?"

„Der alte Bediente kränkelt, und fühlt über etwas Gewissensbisse, die der Zuspruch seines Herrn nicht stillen kann. Glauben Sie mir, Signora, es hängt eine dunkle Wolke auf Mariens Leben, über uns alle; können Sie — sagte sehr ernsthaft der Nachbar —"

„Helfen? Ich habe schon geholfen. Die Wolke wird verschwinden."

„Die Sie nicht kennen. Liebes Kind, so habe ich Dich nie gesehen. Du treibst mit unserm Schmerz Deinen Muthwillen."

„Wahrhaftig nicht, Nachbar! Aber ich schwöre Ihnen, Walther soll glücklich werden, auch Marie, und noch ein Dutzend Menschen, deren Schicksal auf meiner Spindel hängt."

Der Nachbar schüttelte den Kopf unablässig; aber dem Tanzmeister kam das fröhliche Weib eben recht. Eben hielt er seiner Frau, die über Walthers Briefe eben so unruhig war, als über Mariens, eine kleine Rede, die sich so anhob: „Die Unwissenheit, meine liebe

Frau, die Unwissenheit über unsre Schicksale —“

„Ist ja eben meine Noth und mein Elend, wie aller Menschen Elend.“

Da stand der Tanzmeister mit offnem Munde; denn er wollte hinzusetzen: „Ist ja der sicherste Trost im Leben.“

Es ging ihm oft so mit seiner Frau, daß sie seine Waffen gegen ihn selbst kehrte, ehe er sie gebraucht hatte. Es war sein großer Aerger, und er klagte oft dem Nachbar, daß fast jeder Beweis zwei Enden habe, bei denen er sich fassen ließe. „Und was das Schlimmeste ist, liebster Nachbar, daß meine Frau gerade das entgegen gesetzte Ende immer ergreift.“

„Ich zittere vor der Zukunft, weil ich sie nicht kenne,“ sagte die Frau.

„Nun so wollte ich, liebste Herzensfrau, ich wäre stumm wie ein Fisch, und taub dazu. Denn eben wollte ich sagen: wie mag man fürchten, von dem man nichts weiß? Glaube mir, es ist nicht Angst vor Mariens Schicksale, es ist Neugierde,

dem armen Steiger sein Geheimniß zu entreißen."

„Gott soll mich bewahren! ich wollte, er hätte nie Eins gehabt, und hatte er Eins, und ein so fürchterliches, daß sein armer kranker Bedienter nicht ruhig davor sterben kann: so wollte ich, daß er Marien nicht gesehen, und daß es nie einen Johannistag gegeben hätte."

„Und keinen Monat, und kein Jahr, und kein Leben, und keine Welt, und keinen Gott? denn das folgt aus Deinem Wunsche."

„Bewahre Gott! wie Du mir alles auslegst! Ich rede bloß vom Johannistage."

„Konnte er sie nicht an jedem Tage sehen?"

Aber die gute Frau ließ sich nicht aufs Disputiren ein, sondern mahlte die Zukunft ihrer beiden Kinder mit so schwarzen Farben, daß es dem Tanzmeister ging wie immer. Jeder Zug ihres Pinsels — und sie verstand zu mahlen — brachte des Tanzmeisters bewegliche Phantasie ins Feuer.

Aber er gab nie im Anfange nach. Er disputirte fort. „Ungewiß wäre die Zukunft, sagst Du? ungewiß? die Zukunft, über die kein Mensch, böse oder gut, Herr ist, sondern allein Gott, die ewige Liebe, die unendliche Allmacht? Frau, die Zukunft, die Du da so schwarz mahlst, tritt mir, so oft ich dran denke, so oft ich sie mir vorstelle, in der schönen, lieblichen, glückversprechenden Gestalt entgegen, mit der Du mir entgegen tratst auf dem Balle, da ich Dich zum erstenmale sah."

Auf der kleinen Frau Gesicht verschwand sieben Achtel der Angst bei diesem Lobe ihrer Gestalt; aber indeß hatte seine eigene Phantasie die Befürchtung seiner Frau bearbeitet, und die Angst lebte nun auf seinem Gesichte. Die Frau, die den guten Mann kannte, faßte seine Hand, und sagte: „Und warum sollte nicht alles gut gehen? Und am Ende ist das ganze Geheimniß eine Kleinigkeit, die wir belächeln würden, wenn wir sie kennten, und Walthers Kummer dazu. Man weiß

ja, was junge Leute aus den unbedeutenden Bürden des Lebens machen!"

„Gottfrieds Gewissensangst, Steigers Unruhe. Ich fürchte, es ist nicht alles, wie es seyn soll, und es können noch Tage kommen, ach, wo ich nicht die Geige verkaufen, sondern weglegen muß, weil nicht mehr ein Ton der Freude in ihren Saiten ist."

In diesem Augenblicke, da die Frau nur über die Klage des Mannes erblaßt war, und nicht mehr über die Zukunft, in diesem Augenblick tanzte die Signora ins Zimmer, und rief: „Viktoria! Viktoria!"

„Ach, Sie haben gut rufen, mein Kind!" sagte der Tanzmeister, ihr beide Hände hinreichend — „wenn man nur die Zukunft kennte."

„Ich kenne sie. Ich weiß alles, was Sie gern wissen möchten, und am Johannistage —"

„Ich wollte, daß es gar keinen Johannistag gäbe," sagte er. Seine gütige Frau machte ihm nicht den kleinsten Ein-

wurf dagegen. „Welche Frau würde so anspruchslos seyn? welche?“

„Am Johannistage soll alles enthüllt werden. Alles!“

„Das fatale Geheimniß von Steiger!“

„Auch das, auch das! lieber Trapp!“

Trapp sah sie starr an, zweifelnd und doch erwartend, was sie weiter zu sagen hatte. Sophie kannte ihn. Sie stellte sich vor ihm hin; hob drei Finger in die Höh zum Schwur, und sagte: „Wenn nicht alle meine Freunde, Sie besonders, und ihre Kinder, am Johannistage vollkommen — doch nein — ach der arme Walensee! — glücklich sind: so will ich so arm werden, daß ich nicht mehr ein Stückchen Brod für einen Hungrigen habe; so drücke die Falschheit ihren Familienzug sichtlich in meine Augen, so daß mich jeder Mensch fliehen muß.“

„Ich bitte Sie, Signora,“ rief die Mutter — „man muß Gott nicht versuchen!“

„Laß sie schwören!" rief der Tanzmeister, dessen Phantasie aus den Schwüren der Signora neue, schöne, gewisse Hoffnungen sog, gewissere als aus allen philosophischen Beweisen des Nachbars, und aus allem Trost, den ihm seine Frau geben konnte. — „Schwören Sie weiter, liebste Freundin!"

„Nun ist das nicht genug geschworen?" rief Sophie, und trat ans Klavier, und sang aus Don Juan: „Ich schwöre!" Und obgleich die Mutter den Kopf ein wenig über den Leichtsinn der Signora schüttelte: so lachte doch ihrem Manne das Auge im Kopfe. Denn Sophiens Versicherung, das funkelnde, blitzende, fröhliche, muthige Auge, ihre in die Luft gehobene, schwörende Hand, ihre kecke Stellung, als regierte sie das Schicksal, machten ihn eben so muthig.

Er ergriff seine Geige, spielte eine Arie, zu der Sophie die triumphirende Stimme erhob; so zogen beide, muthig und froh, durch das ganze Haus, die Mutter mit untergeschlagenen Armen folg-

te kopfschüttelnd, doch froh, daß ihr armer Mann wieder muthig war, nach.

Unten lief Sophie schnell zum Hause hinaus. „Denn," rief sie — „ich muß noch in meiner Freude zehn Besuche machen, bei meinem Schneider, der mir zu meinem Manne geholfen, vor allen andern," und damit flog sie über die Gasse hin.

Wie sie fort war, schüttelte die Mutter den Kopf noch gewaltiger. „Die wüßte die Zukunft?" sagte sie lächelnd.

„Die weiß die Zukunft, dafür stehe ich," rief der Tanzmeister heftig — „und Steigers Geheimniß dazu. Denn da wir so traurig waren, weil wir nicht wußten, wo Marie wohnte; da wir alle uns nicht zu helfen wußten: Frau, wer führte uns zu Marien? wer wußte Weg und Steg? Wer hatte das Geheimniß, um das wir uns alle Mühe gegeben, auch da unser edler Nachbar sogar, als sie? Sie wußte es, und sagte es nicht, und lebten wir in Feenzeiten: so sagte ich: sie wäre die schönste, die wohlthätigste, die

froheste, die witzigste aller Feen. Das sagte ich."

„Und Sie hätten Recht, lieber Trapp! denn was wir sind, was wir haben, haben wir durch sie; und ihre letzte Reise hat, denk' ich, etwas zu bedeuten, wie alles, was aus so einem Kopf und Herzen kommt."

„So segne sie Gott!" sagte die Mutter. „Ich habe sie lieb, das wissen Sie alle, als hätte sie unter meinem Herzen gelegen."

Sophie thut einen neuen Freudensprung.

Sophie lief diesen Morgen noch durch die Vorstadt, und sie gab jeder dürftigen Gestalt Geld, oder doch einen frohen Gruß, und ihre Brust wurde immer voller an Seligkeit, und ihre Seele immer sehnsüchtiger darnach. Sie konnte heute

über den Schneider nicht einmal lächeln; sie drückte nur seine Kinder an den Busen, den die Freude beklemmte. „O," rief sie wie der Tyrann Kaligula mit Thränen der ungestillten, zu mächtigen Sehnsucht der Liebe aus: „hätte doch das menschliche Geschlecht Einen Hals, um den ich meine Arme schlagen könnte, damit ich mein Herz mit dieser Umarmung stillte!"

In der Vorstadt ging sie mit thränenvollen Augen und frohem Busen; denn jeder kannte sie. Jeder grüßte sie freundlich; aber in der Stadt wurde sie schmerzlich beklommen, da sie sich durch die kalten Gesichter wegbewegte. Sie flog nach Hause, um nur wieder an das Herz eines Menschen zu kommen. Da sah sie im Fenster das gestützte Haupt der Madame Brock.

Es war ihr ganz unmöglich, vorüber zu gehen. Sie flog hinauf. „O bekümmertes Herz!" rief sie, um das Haupt der trauernden Frau ihre Arme schlingend — „ist es denn nicht möglich, kann ich denn nicht aus dieser frohen Seele Dir einen

Strahl der Hoffnung geben? Was ist Dir? O was ist Dir? Klage mir! O laß nur Eine Deiner Thränen auf mein volles Herz fallen! Sie wird mir wohlthun!

Diese Theilnahme Sophiens war so rein menschlich, so mächtig, daß die Trauernde doch den einen Arm um Sophiens Hals schlang, und ihre Stirn gegen die ihre lehnte.

„Armuth ist Dein Leiden nicht, arme, theure Gequälte!" fuhr Sophie schmeichelnd fort — „sonst nimm alles, was ich habe, und sey glücklich! Hast Du verloren, was Du liebst: o so nimm, so nimm hier mein Herz, das Dich unendlich lieben soll! O Du sollst mich nicht wieder lieben, laß mich Dich nur trösten, nur mit Dir um Deinen Gram weinen!"

Sophie schluchzte bei diesen Worten und küßte die Hand der Frau, die um ihren Hals geschlungen war, mit einer heftigen Inbrunst. Aber die Unglückliche zog die Hand zurück. Sie wußte nicht, wie sie mit dieser begeisterten Unbekannten

dran war. „Ich weiß fast nicht,“ hob sie befremdet an —

„Warum ich Sie so liebe?“ fiel Sophie ein. — „Und ich kann nichts antworten, als was Ihnen noch sonderbarer scheinen wird, weil ich so unendlich selig bin, so unendlich, so überirrdisch selig, daß für einen Menschen sterben mir das höchste Glück seyn würde. O schlagen Sie Ihre Blicke nicht von mir ab! Sehen Sie, aus diesen Augen quellen Thränen, o wahrhaftig! Thränen der reinsten Liebe. Stoßen Sie mich nicht von sich! Laß uns Schwestern, treue Schwestern seyn! Was hat Sie unglücklich gemacht?“

„Was hat Sie glücklich gemacht?“

„Das Glück meiner Freunde, das aus der dunkelsten Nacht strahlend empor steigt; die Verzweiflung von mehr edlen Herzen, die Gottes Vorsehung in hohe Freude verkehrt hat. O lassen Sie mich nicht ohne Ihre Liebe, ohne Ihr Vertrauen gehen, meine Geliebte! Sind wir denn nicht Eins? Ist denn ein so großer Unterschied zwischen uns, daß Sie

meine Liebe nicht annehmen wollten? Ist meine Thräne nicht auch eine Thräne der Liebe, wie die Ihrige? Sind denn Ihre Thränen nicht auch unschätzbar, wie meine? Ist die Thräne des stillen Grams nicht auch die süßeste Wollust? Und ist nicht meine Thräne auch Schmerz für diesen beklemmten Busen? O Du bedarfst für Deinen Gram ein Herz, das Dich unendlich liebt, wie ich für meine Seligkeit! O liebe mich, Du gebeugte Seele! Meine Seele wird Deine aufrichten!"

Jetzt hob Madame Brock das Auge voll Zärtlichkeit zu Sophien empor, und drückte ihre Hand an das schlagende Herz. Sophie fuhr fort: „O ist denn nicht in einem tugendhaften Herzen Gram und Freude eins? Führt Dich Dein Gram nicht zu einer Hoffnung empor, zu der Hoffnung auf Gott, und auf das Wiedersehen jenseits des Grabes, das uns nur trennt, um uns schöner zu vereinen? O meine Freude ist ja auch nur göttlich! Sie ist zu schön für diese Erde! Könnte ich jetzt mit allen, die ich liebe, auf einmal

ins Grab sinken! Ich würde nicht zögern. O so sey mein! Gieb mir Deinen Gram, ich gebe Dir meine Freude."

„O wer bist Du?" rief Madame Brock, und drückte den lächelnden Mund auf Sophiens trauernden. „Bist Du ein Engel? Bist Du mein Engel?" Und da hielten sie sich lange umarmt.

Könnte der Mensch sich in dieser himmlischen Begeisterung erhalten: so würden Engel den Menschen um seine Liebe beneiden, die das Bedürfniß unsrer Leiden ist, und die von dem Leiden so süß gemacht wird. Aber hinter jeder Minute der Begeisterung laurt ein einfältiger Augenblick, wo man nichts mehr zu sagen weiß, wo in den Tiefen der Seele der Sturm der Begeisterung schöner vielleicht und mit mehr Liebe nachzittert; wo man schweigen sollte, weil es an Worten fehlt, wie Sophien an Tönen für ihren Gesang.

Die Freundschaft war zwischen beiden jungen Frauen geschlossen, eine heiße, erhabene Freundschaft, voll einer hohen Empfindung. Nun saßen sie neben einander;

und da Sophie weder ihre neue Freundin um ihre Schicksale fragen konnte, weil das die Bedingung ihres Bündnisses war, noch ihr den Grund ihrer Begeisterung gestehen konnte: so kam die einfältige Minute, in der sie vom Wetter hätte reden können.

Sophie wußte recht gut, was es mit dieser Minute zu bedeuten hat. Sie endigte den Besuch, und versprach, bald wieder zu kommen. Sie gingen verlegen auseinander. Aber da Sophie wieder kam, mit ihrem reichen, heitern Geiste, ihre Guitarre unter dem Arm, und bald erzählte, bald sang, ihrer neuen Freundin abgefragt hatte, daß sie auch musikalisch wäre, und mit ihr ein Duett sang: so knüpfte auch das irdische Leben seine Fäden des Wohlwollens, des Vertrauens, des Vergnügens, der Unterhaltung um die neuen Freundinnen, und Madame Brock ging schon nach ein paar Tagen zu Strauchs hinüber, und mit Sophien doch in den menschenleeren Wald an der Stadt.

Daraus wurde im Vorübergehen ein Besuch bei dem Nachbar und Trapps. Aber diese hatten Sophien versprechen müssen, nicht etwan über das verödete Herz der jungen Frau mit Trost herzufallen. Besonders wurden der Tanzmeisterin, die gern den Grund der Trauer gewußt hätte, alle Fragen untersagt.

Kurz, Madame Brock fing an, sich in dem Kreise dieser guten Menschen recht leidlich zu fühlen, und Sophie war entschlossen, das verarmte Herz wieder mit dem Leben auszusöhnen.

„Ich danke Ihnen," sagte Madame Brock — „für Ihre Liebe, Signora! Ich sehe, was Sie wollen, und ich muß Sie dafür lieben. Wem würde es nicht wohlthun, sich so hoch gehalten zu sehen? Es thut mir weh, recht weh, liebe Signora —" so nannte sie Sophien, weil alle sie so nannten — „es thut mir weh, daß ich so undankbar seyn muß. Ich kann des Lebens nie froh werden; ich müßte ja vergessen können, was ich unendlich liebte."

„Vergessen? Das gebe Gott nicht! Aber das Andenken wird sanfter werden, freundlicher, stiller.“

„Man liebt nur einmal, Signora! Auch Sie glauben das?“

Hier stand Sophie auf dem Punkte, der sie allemal verlegen machte. „So sagt man allemal,“ antwortete sie lächelnd — „von der ersten Liebe, denk ich. Und man soll so sagen.“

„O weh, Sie zweifeln? Sie zweifeln?“ fragte Madame Brock eifrig.

„Ich weiß nicht, Liebe, ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich kann mich nicht für schlimmer halten, als meine Schwestern, und ich habe geliebt und vergessen. Einen Mann auf Erden habe ich vielleicht nicht geliebt, und er wars, der mein Herz am gewaltsamsten erschüttert hat.“

Madame Brock sah vor sich hin, ohne zu antworten. Sophie fuhr fort: „Einen Mann liebte ich, und verachtete ihn zu gleicher Zeit. Verstehen Sie das?“ Madame Brock schwieg. „Einen Mann

liebte ich, und achtete ihn; denn er war ein sehr edler Mann, und entzog ihm meine Hand, aus Vorsicht, und ich habe es nie bereut."

„Er war ein vortrefflicher Mann, sagen Sie?"

„Der edelste Mann, den ich kenne. Ein Graf Walensee." Sophie fühlte einen heftigen Zuck an dem Arm ihrer Freundin, der in ihrem hing. Sie warf einen Blick auf ihre Nachbarin; und eine tödtliche Blässe hatte ihr Gesicht überzogen, das sie aber wegwendete. „Was war Ihnen?" fragte Sophie mitleidig.

„Nichts," antwortete die andere — „als ein schneller Schrecken vor einer Eidechse, die über meinen Fuß lief." Aber die Stimme, mit der sie redete, war so bebend, daß Sophie aufmerksam wurde. Sie schwieg.

„Nun?" fragte die Brock leise — „Sie liebten —"

„Ich liebte ihn, und gab ihn auf."

„Sie heißen Sophie?" fragte die Freundin höchst lebhaft.

Schnell sah Sophie nach ihr um. „Woher wissen Sie den Namen, den ich hier nie nannte?“

Verlegen antwortete sie: „Mich dünkt, Sie haben ihn mir genannt. Aber fahren Sie fort!“

„Dieser Walensee —“ wieder ein kleiner Zuck im Arm, den sie jetzt wegzog. —

„Wars in M**?“ fragte vergessend und heftig Madame Brock.

„Ums Himmelswillen, Sie wissen —“

„Nichts, denke ich, wenigstens nichts bestimmtes. Ich kenne von einer Verwandtin der Gräfin eine Begebenheit, die einer Schauspielerin, die Sophie hieß, die höchste Ehre macht. Aber das war eine Italiänerin. Also wohl nicht Sie?“

Aber alle diese Worte sagte Madame Brock mit einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, die sie so übel verbarg, daß Sophie überzeugt war, sie nähme einen großen Antheil an dieser Begebenheit. Sie endigte die Erzählung mit ein paar

Worten; hatte aber ihre Freundin im Auge.

Sie sah ihren Busen sich heben mit einer schmerzlichen Unruhe. Das Auge, das sie nicht zu Sophien zu erheben wagte, funkelte. Die Farbe auf dem Gesicht wechselte. Sie hob an zu reden und schwieg wieder. Sie war außer sich.

Endlich bat sie Sophien, ihr die Begebenheit ausführlich zu erzählen. Sie gestand, daß sie einen innigen Antheil daran nähme, aber sie bat, sie nicht zu fragen, welchen.

Sophie erzählte die Begebenheit, aber mit Vorsicht. Sie gab des Grafen Leidenschaft für eine Grille aus, für die Phantasie eines jungen Herzens.

„Nein! nein!" rief Madame Brock — „das war es nicht. Es war eine reine, heiße Liebe. Ach, es war ein edler Mann!" rief sie mit dem tiefsten Schmerze schluchzend, und ihr Gesicht an Sophiens Busen drückend. Aber auf einmal erhob sie das Haupt von Sophiens Busen, trat stolz und kalt zurück,

und sagte: „Aber Sie liebten ihn nicht! Sie nicht! nein! Denn wie hätten Sie ihn vergessen können? O nein! nein! ich allein — —“

Sophie stand erstaunt und sann und sann. „Vergessen?“ sagte sie mechanisch. „Vergessen? wie so?“

„O vergessen, vergessen! Ihn, der so früh starb — starb!“ Sie drückte die Hände gefaltet und heftig auf das Herz.

Sophie erblaßte, beugte sich zurück, bebend, schauernd, vor dem Augenblick des Glücks, den sie erwartete. Die Augen rollten in der Stirn. Sie hatte nicht Athem zu der Frage, die sie thun wollte. Sie schöpfte dreimal Athem, und dreimal stieß das beklemmte Herz den Athem in Seufzern wieder zurück. Da stürzte die helfende Thräne ins Auge. Sie schwankte, sie sank taumelnd nieder, und auf eine Hand am Boden gestützt, rief sie mit einer frohen Stimme, die aber schrecklich klang: „Sein Weib! Sie!“ und da sank sie vollends nieder.

Die Gräfin — sie war es — stand, schauderte, als sollte sie noch etwas Schrecklichers hören, faßte helfend nach Sophien, und eben so schwach sank sie an Sophiens Busen. Sie drückten die kalten Lippen auf einander. Sophie hatte eine Minute zum Besinnen. Sie fragte: „Todt ist er? todt? Wie erfuhren Sie seinen Tod? O sie sind seine Johanne, seine Geliebte, seine Gemahlin!"

„Ich wars!"

„Wie erfuhren Sie seinen Tod?"

„O still! still! ja still! Kommen Sie, Sophie! Sie haben ihn geliebt. Wir wollen um ihn weinen. Sie haben ihn begriffen, seine Größe, seine Güte. Wir wollen ewig ihn betrauern."

„Ich beschwöre Sie, wie erfuhren Sie seinen Tod?"

„Von einem seiner Freunde, der ihn fallen sah, der ihn todt sah auf dem Schlachtfelde."

„Vielleicht nur verwundet, nur ohnmächtig?"

„Todt! todt! Er brachte mir seine Schreibtafel, seine Uhr, die letzten Andenken von ihm.“

„Aber dennoch — dennoch — Man hat ja Beispiele, liebste, beste —“

„Er hat ihn begraben, er, sein Freund!“

„Und dennoch — dennoch — o liebste, liebste Gräfin, dennoch — ich zweifle.“

„Wie können Sie? Aber o Gott, Sie wissen noch nicht alles! Das Schrecklichste noch nicht! O und ich lebe noch!“

Sophie lag knieend auf dem Boden. Sie war in Verzweiflung, wie sie die Gräfin vorbereiten könnte auf die selige Nachricht von dem Leben ihres Mannes. Die Gräfin fuhr fort: „Sein Sohn, mein Sohn! — O himmlische Barmherzigkeit! warum, o warum zerbrach dieses Herz nicht?“

Da sprang Sophie auf, von der neuen Idee des lebenden Sohns mächtig ergriffen. Sie streckte beide Arme gen Himmel, und rief aus: „O himmlische

Barmherzigkeit, verzeihe die Klagen der Sterblichen!" Und ihr Auge strahlte in der Wonne schimmerndstem Feuer. Dann legte sie das Haupt der Gräfin an ihre Brust, und sagte: „Schlummere, o schlummere hier an diesem Herzen, und träume von dem lebenden Gatten!"

„Nein, Sophie!" rief die Gräfin „der zertretene Wurm darf emporwimmern gen Himmel und fragen: „warum wurde ich zertreten?"

„Und der Himmel antwortet dem Wurme und Dir, liebstes Herz: „damit Du seliger aus dem finstern Traume erwachen sollst!" — O gütiger Gott! laß ihre Freude nicht finstrer seyn, als ihren Schmerz! Denn, denn —" und ein dunkler Blutstrom der Freude schoß in Sophiens Gesicht — „denn Gräfin Walensee, ich hörte noch vor drei Monaten, zwar nur dunkel, aber von einem Bekannten des Grafen, von ihm als einem Lebenden reden. Freilich, wenn Sie es so gewiß wissen!"

„Um Gotteswillen!“ rief die Gräfin, und wankte.

„Als von einem Lebenden, Gräfin! Gewiß, als von einem Lebenden. Lassen Sie mich nur besinnen, was er sagte, wie er es sagte. Er sprach, ja er sprach von ihm, als hätte er ihn gesehen, denk ich. Ich wollte mein Leben zum Pfande setzen, wahrhaftig, das wollte ich, daß er noch leben müßte. Freilich, Gräfin, wenn Sie —“

Zitternd streckte die Gräfin die Arme nach Sophien aus.

„Es sollte mir wehe thun, wenn ich Ihnen eine vergebliche Hoffnung machte. Und doch! Aber wir reden doch wohl von demselben Grafen Walensee?“

„Es giebt keinen andern.“

„Es könnte doch einen andern geben, und von dem Andern wüßte ich es fast gewiß, daß er noch lebt. Der lebt gewiß!“

„Eberhard! es giebt nur einen.“

„Der die Tochter des Generals Brockdorf entführte, der — das möchte ich schwören — lebt, der lebt gewiß!“

Die Gräfin lag ohnmächtig in Sophiens Armen. „O Gott!“ sagte Sophie leise betend — „laß die Freude nicht tödtlicher seyn, als den Schmerz!“ Die Gräfin erholte sich wieder. „Gott! Sophie, er lebt? sagen Sie.“

„Bereiten Sie sich zu der Seligkeit des Himmels, Gräfin! Eberhard lebt! der Graf Walensee lebt.“

„Sie sagten aber —“

„Ich sage, er lebt. Es sind vier Wochen, da sah ich ihn, da sprach ich ihn auf seinem Gute. Ich habe Briefe von ihm; und wenn Sie mit mir gehen: so werden Sie sich ja überzeugen können, wann diese Briefe geschrieben sind.“

„Mein Gott, nun wieder einen Zweifel! Eben sagten Sie, Sie hätten ihn gesehen.“

„Er lebt, Gräfin! Er ist gesund. Er liebt Sie mit einer treuen, himmlischen Liebe. Er trauert um Sie. Er hält Sie für todt.“

Da riß die Gräfin Sophien empor, und flog an ihrer Seite nach Hause.

„Walensees Briefe!“ rief Sophie ihrem Manne zu, der im Fenster lag. Er brachte sie. „Nun, Geliebte! nun sey glücklich! nun sey selig! lies die Briefe. Er lebt!“ Sie gab ihr die Briefe, schob sie in ihr Haus, flog jauchzend die Treppe hinauf, fiel außer sich an ihres Mannes Brust, und sagte mit dem letzten Athemzuge, über den sie Herr war: „Es ist die Gräfin Walensee! Gott sey gelobt!“

Der Krieg.

Die Gräfin wohnte in Groß-Soren an der großen Landstraße hinter der Armee ruhig; denn ihr Mann hatte sie endlich überzeugt, daß die Offiziere vom Generalstabe nicht oft der Todesgefahr ausgesetzt wären. Die Verbindung mit ihrem Manne wurde selten gestört. Sie erhielt fast jeden dritten Tag wenigstens eine Kar-

te mit seinem Namen von ihm; denn nahe bei Groß-Soren war das Hauptmagazin der Armee, und der Generalcommissair, ein junger edler Mann, war durch die Nachbarschaft ihr Bekannter und des Grafen Freund geworden.

Der Gräfin Niederkunft näherte sich. Der Graf bat seine Frau, sich weiter zu entfernen, besonders da die Armeen Bewegungen machten, die eine nahe Entscheidung fürchten ließen. Sie wollte nicht, und der Graf willigte ein, da alles den Anschein hatte, als würde sich der Schauplatz des Todes in eine andere Gegend ziehen, die von Groß-Soren entfernt genug war. Sogar das Magazin brach nach einer andern Seite auf.

Die Gräfin wird ruhiger; denn man redet vom Frieden, und die frohe Nachricht bestätigt der Generalcommissair, der über den Rest des Magazins noch Verfügungen trifft, und dann abreist, mit dem Versprechen, in ein paar Tagen zurück zu seyn, und ihr von ihrem Manne Nachricht zu geben.

In eben dieser Zeit umgeht der Feind die Armee, zwingt sie zur Schlacht, und sie geht verloren. Der Graf Walensee hat einen Transport Geschütz durch das Gebirge zu führen. Er reitet mit einem Offizier vom Generalstabe und einer Patrulle voraus. Eine feindliche Streifparthei greift ihn an. Ein Hieb von einem feindlichen Husaren, den aber das Kreuz von Eisen im Hute aufhält, betäubt den Grafen; er stürzt vom Pferde. Er schlägt mit der Stirn gegen einen Baumstamm, was ihn noch mehr betäubt. Dem andern Offizier wird der Kopf gespalten, und er sinkt todt nieder. Die Patrulle dringt voll Rache über den Verlust des geliebten Walensee auf die Husaren ein. Sie sind vertrieben. Walensee erholt sich von seinem Falle; aber sein Taschenbuch ist im Fallen aus seiner Tasche an den Boden gekommen; ein Zweig verwickelt sich in seine Uhrkette, und reißt sie hervor.

Walensee sieht das nicht. Er springt zu Pferde, und reitet zurück zum Geschütz, um Anstalt zu treffen. In die,

sem Augenblick kommt der Generalkommissair daher, von Dragonern begleitet. Er begegnet der Patrulle, die den feindlichen Husaren nachsetzt.

„Was giebts, Kinder?“

„Wir haben den bravsten Offizier verloren, den Grafen Walensee. Ein Satan von Husar hieb ihn vom Pferde.“

„Gott! Walensee!“ ruft der Kommissair und sprengt dahin, wo er liegt. Die Versicherung der Patrulle, daß Graf Walensee vom Pferde gehauen sey, das Taschenbuch, das der Kommissair sogleich an den Briefen mit seiner Aufschrift für Walensee's erkennt, der Leichnahm in der Uniform des Generalstabs, dessen Gesicht von der Wunde ganz unkenntlich ist, alles überzeugt den Kommissair, es ist Walensee. Er wendet sich schauernd ab, nachdem er Taschenbuch und Uhr zu sich genommen, und befiehlt seinen Dragonern, den Leichnahm seines Freundes zu begraben.

Die traurige Zeremonie ist vollendet, der Kommissair reitet weiter., den Rest

des Magazins zu retten, da der Feind von dieser Seite andringt.

Er kommt nach Groß-Soren, außer sich von der Nachricht, die er der Gräfin bringen muß. Er beschließt, sie zu verschweigen. Vergebens! Ein Dragoner, den er vorweg gesendet hat, um Wagen zu bestellen, fällt der Gräfin in die Hände, welche die fernen Kanonenschüsse auf die Landstraße gelockt haben.

„Was neues, lieber Dragoner?" frägt sie.

„Wir haben die Schlacht verloren! Das Magazin muß fort. Die Gegend ist hier unsicher. Eben haben wir einen jungen, braven Offizier begraben."

„Offizier?" frägt zitternd die Gräfin.

„Ja, vom Generalstabe, ein junges Blut."

„Gott! vom Generalstabe? Wie ist sein Name?"

„Graf Walensee!" Da stürzt die Gräfin nieder, und der Dragoner sprengt davon ins Dorf.

Der Generalkommissair kommt an. Er hört, er sieht. Die Gräfin frägt nicht. Sie schaut nur auf sein bleiches Gesicht, auf die trauernde Stimme, und mit einem Zetergeschrei sinkt sie aufs Neue nieder. Das Magazin wird geladen. Der Kommissair steht am Bette der Gräfin. Sie setzt sich aufrecht, und sagt: „Jetzt bin ich gefaßt, alles zu hören. Erzählen Sie!"

Der Kommissair erzählt mit vorsichtigen Worten, er übergiebt ihr Taschenbuch und Uhr. „Wo liegt er?" ruft die Gräfin. „Sie sehen, ich muß ihn ja begraben!"

„Er ist begraben. Ich habe ihn selbst begraben," sagt er weinend. „Laßt mich allein! o laßt mich allein!" ruft sie erstarrt, todtenbleich, ohne Bewegung. Und auf einmal ergreift die Unglückliche der Schmerz der Geburt.

Der Kommissair eilt an sein Geschäft, und die Gräfin wird Mutter.

Die feindliche Armee nähert sich schnell. Die Bewohner des Dorfs fliehen ins Gebirge mit ihrem Vieh; denn mit dem Anbruche des Tages hören sie den Donner der Kanonen ganz nahe am Dorfe rasen. Der Kommissär bringt seinen Wagen vor das Haus, wo die Gräfin wohnt. Er findet sie ohne Menschen, ohne Sinne. Er trägt sie mit Hülfe seiner Frau und seiner Leute, in Betten eingehüllt, in den Wagen. Man frägt vergebens nach dem Kinde. Der Gräfin Jungfer ist mit dem Kinde fort, um eine Bäuerin aufzusuchen, die das Kind stillen soll. Der Kanonendonner kommt näher, die Gefahr auch. Der Wagen muß fort. Das Kind ist verloren. Aus der Gräfin ist kein Wort zu bringen. So wie sie sich erholt hat, frägt man sie. Sie sitzt starr, und schaut jedem mit starren, sterbenden Augen in die bleichen Gesichter. Sie hat ihren Mann, ihren Sohn, ihren Schmerz vergessen. Ihre Seele ist zernichtet, nur ihre Pulse schlagen.

So kommen Sie in eine ferne Stadt, wo der Generalcommissair die Gräfin läßt unter der Obhut eines ehrlichen Bekannten.

Ein heftiges Fieber zerrüttet die Sinne der Gräfin auf vier Wochen. Ihre starke Gesundheit, ihre Jugend retten ihr Leben. Nach und nach erinnert sie sich, daß ihr Mann todt ist. Sie findet sein Taschenbuch, seine Uhr. Sie hört von ihrem Wirthe, der in Groß-Soren sich erkundigt hat, daß ihr Kind im Brande des Dorfes mit umgekommen ist. Sie lächelt, und sagt zum erstenmale freundlich: „Gottlob! Er hat ihn wieder! Und auch ich folge Dir!“ Aber der Schmerz überwindet das Leben nicht.

Sie verläßt ihr Haus, nachdem sie noch den Tod des Generalcommissairs erfahren hat, und fährt nach Marienrode zu ihrer Tante, der Aebtissin. Das erste, was die Arme in Marienrode erfährt, ist der Tod ihrer Tante. Nun ist sie ganz verwaist; denn vor ihrem Va-

ter zittert sie. Wie könnte sie je vor seine Augen treten!

Völlig von der Welt geschieden, kommt sie nach der Residenz, wo Sophie lebt. Sie nimmt eine Frau in ihren Wagen, zu der sie Vertrauen faßt. Das ist ihre Wirthin. Sie hat Geld genug, um vor dem Mangel sicher zu seyn. Denn sie hat große Wechsel von ihrem Manne bei sich. So hat sie einsam, ohne einen andern Menschen zu sehen, als ihre gute, einfache, mitleidige Wirthin, hier schon zwei Jahre gelebt, in tiefer Trauerkleidung, wie sie dem ewigen Schmerze eines Herzens, das alles verloren hat, geziemt, bis Sophie mit ihrem Manne zurückkommt.

Die schöne Stimme Sophiens, das klagende Adagio, das sie singt, macht sie aufmerksam. Sie setzt sich in dem dunkeln Zimmer ans offne Fenster, und horcht den klagenden, schönen Tönen, und wird erheitert. Sophie, die mitleidige Sophie, weiß schon längst von ihres Mannes Mutter, daß gegenüber eine junge, schöne, trauernde Wittwe wohnt,

die nur einsam ihrem Grame lebt. Sie hört von der Nachbarin, daß ihr Gesang sie tröstet: und die Bekanntschaft mit der Gräfin ist gemacht.

Das Wiedersehen.

Die Gräfin hatte nur die Briefe ihres Mannes mit flüchtigem Auge durchlaufen. Sie ist von seinem Leben überzeugt; das ist allein, was sie will. Marie hat auch schon den Wagen bestellt, in dem sie mit der Gräfin zu Walensee fahren will. Sie muß die Kleidung der Gräfin packen; denn diese ist außer sich schon im Wagen, und stirbt fast vor Ungeduld, ehe es fort geht.

Endlich ziehen die Pferde an, und die Gräfin schreit laut vor Freude, und umarmt Sophien.

Welche Reise! Sophie zeigt der Gräfin die köstlichen Aussichten, an denen sie wegfahren.

„Schön! sehr schön! wenn doch der Mensch schneller führe!“ Ihr Auge starrt nur vorwärts, ihre Seele ist nur mit dem Bilde des geliebten Mannes beschäftigt. So kommen sie endlich auf dem Gute des Grafen an. Sophie liegt der Gräfin an, ihr zu erlauben, den Mann auf dieses unendlich selige Wiedersehen vorzubereiten. Mit Unmuth, daß man sie noch einige Minuten aufhalten will, willigt die Gräfin ein, und Sophie fährt allein dem Schlosse zu. Die Gräfin geht allein von hinten in den Park, ach! in dem sie schon so oft unendlich selig gewesen ist.

Schon scheint es ihr zu lang, obgleich Sophie eben erst aussteigt. Die Gräfin dringt vorwärts, und setzt sich ungeduldig auf die Stufen eines Monuments, das, was sie nicht weiß, ihrem Andenken gewidmet ist.

Der Graf geht trauernd im Park dem Monumente zu. Gott! ist es Zauberei? ist er wahnsinnig? denn durch die hangenden Zweige der Thränenweiden, die das leere Grabmahl umringen, sieht er die Gestalt der todten Geliebten da sitzen, den einen Arm um den Aschenkrug geschlungen, das funkelnde Auge vorwärts gerichtet, als schaute sie in den offnen Himmel.

Er steht, er schaut. Ein Todesschauer nach dem Andern fährt erstarrend durch seinen Rücken.

„O Gott! Gott! wie lange!" ruft die Gräfin, und er erkennt ihre Stimme. „Hannchen!" ruft er hervorstürzend, und er sinkt betäubt zu ihren Füßen.

Heiliger, schöner Augenblick, den Gott hier zwei Liebenden diesseits des Grabes gab, und den die Ewigkeit allen Tugendhaften aufbewahrt! dich mahlt kein Pinsel! dich fühlt keine Phantasie! dich und deine Seligkeit erräth nicht die feinste Kraft der Seele!

Sophie, die den Grafen nicht fand, die ihm in den Park nacheilte, wohin er

gegangen seyn soll, fand die Auferstandenen, Brust an Brust, Arm um Arm, Lippe an Lippe, ruhend im sanftern Arm der Ohnmacht. Sie bespritzte sie mit Wasser, und sie schlugen die Augen auf.

Thränen stillten den furchtbaren Kampf des Herzens mit der Unendlichkeit des Glücks. Zitternd sah er sie an, und sagte leise: „Hannchen!" — „Eberhard!" war die bebende Antwort, und die beklemmte Brust suchte nach Hülfe.

„Lebst Du?" fragte er schluchzend, und sie antwortet schluchzend: „Du lebst! ich habe Dich wieder!"

Sophie erzählte mit sehr lauter Stimme dem Grafen, wie sie seine Frau gefunden hatte. Der Graf, Hannchens Hand sanft in seiner haltend, scheint zu horchen, und hört nichts. Er staunt nur über Sophiens Gegenwart, und sinnt darauf, das Räthsel zu lösen.

Endlich macht Sophie ihn aufmerksam. Sie sagt: „Die Gräfin ist erschöpft. Wir müssen sie ins Haus führen, damit die Freude sie nicht tödtet."

Dem ist so. Sophie reicht der Gräfin die Hand, zieht sie empor. Sie schwankt zwischen beiden matt den Weg nach dem Hause. Ein Bedienter, der in der Nähe ist, bringt auf Sophiens Befehl, ihnen Wein entgegen. Die Gräfin trinkt ein paar Tropfen. Sophie benetzt ihr die Schläfe. Der Graf staunt das Schauspiel eben so ermattet an, und endlich — endlich tragen die jauchzenden Bedienten, die herbei fliegen, die Gräfin auf einem Sofa ins Haus, und Sophie überredet den Grafen, ihr einen Augenblick Ruhe zu lassen.

Nun hört er endlich, nun begreift er endlich aus Sophiens Erzählung, warum sie ihn für todt gehalten, wie Sophie sie gefunden und erkannt hat.

„Sophie," rief er — „Dir, Dir habe ich alles zu danken! Dir!"

Der Sturm war glücklich abgelenkt. Die Gräfin hatte ein paar Minuten — nicht geschlummert; aber doch halb schlummernd geträumt, und da sie das schöne Auge und ihre Arme öffnete, sank der ge-

liebte Mann an ihr Herz, und die Freude wurde sanfter und irrdischer.

Nun ließ Sophie sie allein, und nach einer Stunde sah sie die beiden Liebenden die Augen gegen einander gewendet, Arm in Arm, in süßer, freudiger Vertraulichkeit in der Allee gehen.

Umarmungen lößten die Worte ab. Sie hatten sich wieder. Sie genossen mit Wollust des höchsten Erdenglücks, und Sophie stand am Fenster, und eben so schöne Thränen perlten über ihre Wangen; denn sie hatte ihnen noch ein seliges Wiedersehen anzukündigen, das Leben ihres Sohnes. Engel beneideten des Grafen und der Gräfin Glück; aber in himmlischer Ruhe hingen ihre Blicke auf Sophiens Thränen.

Endlich nach langem Zögern that der Graf die Frage mit ungewisser Stimme: „Und Du weißt — nichts — von Deinem Kinde, Hannchen?"

Sie schlug das Auge zu Boden, und ein tiefer Seufzer war die Antwort. Er schwieg. Erst nach einigen Tagen hatte

die Gräfin den Muth, zu erzählen, was sie wußte. Da goß das Leben wieder seine bittern Tropfen Wermuth in ihre Freude. O jetzt, jetzt, da sie sich wiederhatten, wurde der Schmerz desto bittrer!

„Und ist nicht Ihr Wiedersehen,“ sagte Sophie. — „der Bürge einer schönen Hoffnung, der Bürge des Lebens Ihres Sohnes?“

Beide schüttelten traurig den Kopf. Mehr Hoffnung mochte jetzt Sophie nicht geben; sie wußte zu wenig von dem Kinde. Was aber ihre Hoffnung erhob, war, so viel sie sich erinnerte, ein Zug der Aehnlichkeit in dem Auge des kleinen Walthers mit dem Auge des Grafen. Aber doch wußte sie nichts gewiß.

Die Ankunft der Gräfin aber machte die ganze Nachbarschaft rege. Herr von Drommer, ein Freund des Grafen, kam mit seiner jungen, liebenswürdigen Frau, die Bekanntschaft der Gräfin zu machen.

„Sophie wars!“ sagte der Graf — „Sophie wars!“ rief die Gräfin, und

Sophie lag in den Armen der Frau von Drommer. Die junge Frau nannte den Namen Schladebach, der in Sophiens Ohr als etwas Bekanntes drang. „Schladebach? Schladebach? Woher kenne ich den Ort so genau?“

Da fand sichs, daß die Frau von Drommer das Fräulein Auguste von Rausch war, wo Walther gelebt hatte. Sophie wendete sich an die junge Frau, nannte den Namen Trapp ein paar Mahle, und Frau von Drommer fragte nach diesem Namen.

Da war die Bekanntschaft gemacht, und Sophie erfuhr ganz leise, was Auguste von dem Kinde wußte. Das war nicht viel; aber wie freute sie sich, da Frau von Drommer sie bat, mit ihr auf einige Tage nach Schladebach zu reisen. Sie gab sogleich ihre Einwilligung, und nach zwei Tagen war Sophie in Schladebach, wo der Herr von Rausch und selbst Fräulein Doris des Volontairs Trapp Namen nannten,

wenn von einem recht edlen Menschen die Rede war.

Sophiens Freude stieg von Minute zu Minute; denn Fräulein Doris saß neben Sophien und erzählte ihr die Wundergeschichte des großen und des kleinen Walthers mit aller Ausführlichkeit ihres Alters. Groß-Soren hieß das Dorf, wo Walther das Kind gefunden hatte. Sophiens Herz hüpfte, da sie den Namen hörte.

„Das Kind einer Bäuerin ohne Zweifel!“

„So sagte Trapp, so meinte mein Schwager, gerade wie Männer, die nichts überlegen. Ich habe die Wäsche noch, worin das Kind gewickelt war. Sehen Sie, Frau Assessorin!“ rief triumphirend Doris, und holte die Wäsche hervor — „ist das das Wickelzeug einer Bauerfrau? Schmutzig war es; aber hier ist sie gewaschen. Sehen Sie den Namen E. W. in der Wäsche?“

In Sophiens Augen standen Thränen der höchsten Freude.

„Die Männer sehen nach nichts, nach nichts! Herr Trapp, ein edler Mann zwar, aber wie gesagt, ein Mann, hatte das Kind sechs Wochen, und hatte den Ring nicht gesehen, den das Kind an einer Schnur um den Hals hangen hatte. „Sehen Sie hier! Ich hebe ihn auf; wer weiß, ob nicht dabei einmal das Kind seine Eltern kennen lernt! E. W. Hier den fünften Junius und die Jahrzahl! Aber schnell damit über die Seite!" rief sie mit einem Blick aufs Fenster — „denn da kommt mein Bruder, der Minister von Schlagborn, und, ja wahrhaftig! das Kind, von dem wir reden. Mein Bruder, meine Gute, ist —"

„Ich kenne ihn, Ihr Gnaden!"

Doris öffnete ihm das Zimmer, ohne zu thun, als ginge sie ihm entgegen, und Schlagborn trat mit seinem Freunde, dem General Brockdorf, ins Zimmer, hinter ihnen Leopoldine, den kleinen Walther auf ihrem Arm, an der Hand ihren alten Vater. Leopoldine sah Sophien zuerst, und sie eilte

mit einem lauten Freudengeschrei auf sie ein. Das machte Schlagborn aufmerksam. Er sah Sophien an, und fragte mit finsterer Kälte: „Sie auch hier, Prophetin?“

Sophie bückte sich auf seine Hand, sie zu küssen; so rührte der Anblick des finstern Mannes, der so glücklich werden sollte, ihr Herz. „Prophetin, Herr von Schlagborn, und jetzt mehr als je, Prophetin!“

„Prophetin?“ rief der General. — „Guter Doktor, ist das Ihre Prophetin? Sie sind zu jung, liebes Kind, zu einer Sybille!“

„Drum eben sage ich nichts als Glück vorher.“

„So wollte ich, Sie sagten mir wahr. Hier ist meine Hand!“ Sophie, die des Generals Namen beim Eintritte hatte nennen hören, lächelte, sah Schlagborn freundlich und zuversichtlich an, und sagte: „Herr von Schlagborn liebet das Wahrsagen so wenig, als die Zukunft.“

„Nein! nein! Liebe Sophie, wenn Sie können: so sagen Sie dem Manne wahr!"

Sophie betrachtete den General aufmerksam; dann hob sie ernst an: „Armer Vater, er verlor die Tochter, die hochgeliebte Tochter; aber ihr Herz verlor er nicht. Das Kind streckt die Arme dem zürnenden Vater entgegen."

Der General stutzte; aber Schlagborn rief: „Das weiß sie, denk ich, von dem Doktor!"

„Oder gar von Ihnen selbst, Herr von Schlagborn!" „Es war an einem schönen Maitage, Herr General, da trat ein junger, schöner Mann in ihren Gartensaal, der mit Blumenpyramiden geschmückt war. Hannchen hatte sich in eine Gardine gewickelt. Sie sah den Jüngling nicht, den das Geschick ihr zuführte; aber sie küßte ihn durch den Vorhang, und der magische Bund der Liebe war geschlossen."

„O beim hohen Himmel!“ rief der General, mit dem Fuße stampfend — „so hob die Betrügerei an.“

„Sehen Sie, Herr von Schlagborn, daß ich recht viel weiß? Soll ich weiter erzählen, Herr General?“

„Sie wollten mir Glück sagen,“ sagte höchst finster der General.

„Auch sage ich das. Ein edler, junger Mann —“

„Mit dem sie unmädchenhaft davon lief.“

„Das that sie nicht, Herr General! Ihre Schwester, die Aebtissin in Marienrode, gab Ihrer Tochter ihren und des Vaters Segen, und der Geistliche des Klosters segnete den Bund der edlen Liebenden.“

Der General stand erstarrt und sah Sophien betroffen an. „Das also wars,“ sagte er leise und betrübt — „was Deine sterbende Lippe mir nicht mehr sagen konnte? O Schwester! Schwester! das thatst Du mir?“

„Sie gab Ihre Tochter einem Manne, den Sie nach Ihrer Tochter am meisten lieben würden, dem Sohn Ihrer ersten Liebe.“

„Um Gotteswillen! rasen Sie? Wer ist es? warum verbirgt man mir denn — Gott! Gott! jetzt weiß ich alles. Meine Tochter ist todt! Ist sie? ist sie? Ich beschwöre Sie, wenn sie es wissen, ist sie todt?“

„Sie war es; auch er war todt! Auch Ihr Enkel war todt, und sie leben wieder!“ Hier fing an Sophiens Busen sich zu erheben in der Ahnung der Scene, die kommen mußte. Ihr Auge benetzte sich. Aber sie mußte besonnen bleiben, um alles zu enden. So sagte sie zu Schlagborn: „Fangen Sie an zu glauben, daß ich eine Prophetin bin?“

„O warum kommt sie nicht!“ rief der General furchtbar.

„Weil sie den erzürnten Vater scheut. Verzeihen Sie, und Sie sollen in einer Minute Ihrer Tochter lebendes Bild an ihr Herz drücken.“

„O ich verzeihe! ich verzeihe!“ rief der Vater, von der Liebe, von der Hoffnung überwältigt. — „Gott sey mein Zeuge! Ich will sie nur lieben. Und nun halten Sie Wort, o theure Prophetin!“

Da griff die Empfindung mit mächtiger Hand durch Sophiens Seele. Sie schluchzte laut, und alle schluchzten mit ihr, nur Schlagborn nicht; aber er stand höchst betroffen da. Da ergriff Sophie den Knaben Walther, und legte ihn an des Generals Herz, und rief mit entzückter Stimme: „Das ist Ihr Enkel! Ihres Kindes Sohn!“

Da stand alles gefesselt in starrem Erstaunen. Alle umringten Sophien mit Umarmungen; aber sie sank mitten in dem bewegten Kreise von Menschen auf die Kniee, und ihr Blick heftete sich, ach wie ernst! auf Schlagborn.

„Wie wissen Sie das?“ fragte Schlagborn kalt.

„Vor zehn Minuten wußte ich es nicht. Ich habe es eben erst entdeckt.“

Man erstaunte noch mehr. „O ist er mein Enkel? o reden Sie!“ rief der General, aufgelöst in voller Liebe — „Ist es mein Enkel? der Sohn meines geliebten Kindes?“

„Gott sey mein Zeuge! Es ist Ihr Enkel. Die Entdeckung hat Fräulein Schlagborn gemacht.“

Fräulein Doris brachte geschäftig Wäsche und Ring. „Daran erkannten Sie das Kind?“

„Daran. Und der Vater soll das verlorne Kind in die Hände der Mutter legen; denn seine Eltern hielten das Kind für todt.“

„Wie heißt meine Tochter? O Gott! muß ein Vater so fragen? Aber,“ er wendete sich gegen Schlagborn — „hätte ich meinen Wunsch erreicht: wer weiß, ob ich nicht nach etwas Schrecklicherm fragen müßte! Wie heißt sie?“

„Gräfin Walensee!“

Hier warfen Schlagborn und der General frohe Blicke auf einander. „In der That, Prophetin,“ sagte Schlag-

born — „Sie haben uns Glück gesagt. Aber ich bitte Sie, sagen Sie uns den Zusammenhang.“

Sophie erzählte die Begebenheit, welche den Grafen und seine Frau getrennt hatte.

„Und sie wissen nicht,“ rief der General — „daß Ihr Sohn lebt? des Grafen Mutter weiß nicht, daß meine Tochter lebt? O Gott! Welchen Freuden, welchen Entzückungen gehe ich entgegen. Laßt anspannen! Rausch gieb mir tüchtige Pferde! Wir müssen dahin.“

Nun entstand ein frohes Getümmel im Zimmer; denn Rausch wollte dabei seyn, wenn Vater und Kinder und Enkel sich erkannten, und Doris trug des Kindes Windeln und den Ring, und wollte dabei seyn, um die Ehre zu haben, daß ihre Vorsicht des Kindes Erkennung vorbereitet hatte. Alles packte, machte Anstalt zur Reise, trug sich mit Kleidern. Einer lief den Andern über den Haufen, und so hatte man es nicht bemerkt, daß sich ein Dieb unter die ehrlichen Leute eingeschli-

chen hatte, nämlich der Oberkammerherr von Schlagborn, in halber Trauer um seinen verstorbenen Neffen.

Er hatte sich gegen den General schon zehnmal verbeugt, und auf einmal lief ihm Doris, die den Namen im Ringe betrachtete, gegen den tief gebückten Kopf, daß er fast niedergefallen wäre. „Mein Gott, bist Du es, Bruder?" rief Doris.

„Ja! ja!" sagte er, und nun erscholl sein: „Unterthäniger Diener, Ihre Excellenz, Herr General!"

Pah! alles stand, und sah den fremden Vogel an, der gar nicht wußte, warum alle den kleinen Walther umarmten. Doris rief: „Der Kleine ist sein Enkel. Steh nicht so hölzern da! Gratulire!"

Der Oberkammerherr, der seines Bruders und der Erbschaft wegen hergekommen war, glaubte, Doris meinte seinen Bruder, und er erblaßte.

„Mein Enkel!" rief der General und die Farbe kehrte wieder in sein Gesicht.

„Ich erschrak,“ hob er unvorsichtig an — „ich glaubte —“

„Es wäre mein Enkel,“ fiel der Minister ein.

Der Oberkammerherr blies in langen Athemzügen die Angst von sich; so war er erschreckt. „Ihr Enkel, Excellenz? Gott gebe Ihnen Freude dran! Helfen Sie mir, Herr General, daß ich endlich auch den Bruder wiederfinde!“ Er breitete die Arme aus. Der Doktor nikte dem Minister zu.

„Sieh, Bruder, hier steht eine Prophetin, da die junge Frau, die in der Zukunft so gut Bescheid weiß, als Du in Deinem Rechnungsbuche. Laß Dir von ihr Glück sagen!“

Der Oberkammerherr sah Sophien an, ganz verdutzt, und Doris sagte versichernd: „Habe ich je an Prophezeihungen geglaubt: so glaube ich, seit ich hier diese junge Frau kenne. Sie hat zwei Todte erweckt, des Generals Enkel gefunden, und da der Doktor —“

„Ja, Herr Oberkammerherr," rief der Doktor — „Gottes guter Geist ruht auf dieser Dame. Sie können sicher glauben, was Sie Ihnen vorher sagt."

„Nun schöne Prophetin!" sagte Schlagborn ein wenig spöttisch lächelnd.

Der Oberkammerherr, der trotz seiner Schurkerei, vielleicht der gläubigste im Zimmer war, sah Sophien starr an, und Sophie trat majestätisch vor ihm hin. „Es hat Ihnen Geld gekostet, Herr Oberkammerherr, in der Residenz bei der Madame Süßholz, die Geheimnisse Ihres Bruders heraus zu bringen. Der Mann mit den kleinen Augen, die wie ein paar Stilette glänzen und stechen, und mit dem rothen Kopfe," — hier fuhr der Oberkammerherr ein paar Schritte zurück — „kostet Ihnen Geld für die Einsicht des Adoptionsdiploms. Nicht wahr?"

„Alle gute Geister!" murmelte der Oberkammerherr in den Bart, und sah Sophien furchtsam an.

„Guter Gott!“ rief sein Bruder heftig — „Sophie, sind Sie mit Geistern im Bunde?“

„Mit guten zum mindesten. Aber stören Sie mich nicht! Zittern Sie nicht, Herr Oberkammerherr! der Plan Ihres Bruders geht nicht in Erfüllung. Kein Graf Schlagborn wird der Erbe seiner Güter —“

Der Oberkammerherr sperrte alle zehn Finger auseinander, und bewegte sie als seidne Fäden, die elektrisirt sind; denn er wollte die Frage thun: „Auch Leopoldine nicht?“ Und wußte nicht, wie er sie thun sollte, ohne seinen Bruder zu beleidigen. „Auch nicht?“ fragte er — „auch nicht?“

„Auch nicht das Mädchen, das dem Grafen zur Braut bestimmt war.“

„Gottes Stimme, liebster Bruder! Gottes Stimme! Wer denn als —“

„Ihres Bruders nächster Verwandter wird sein Erbe seyn.“

„O Gottlob! Gott sey Dank! das bin ich. Hörst Du Bruder? Du sagst, sie ist eine Prophetin.“

„Der Bruder,“ sagte Sophie — „ist nicht der nächste Erbe eines Mannes.“

„Ein Sohn ist nicht da, ein Enkel auch nicht, meine schönste, weiseste Prophetin!“

„Das läßt sich nicht beschwören, Herr Oberkammerherr! Hier hat sich eben ein Enkel gefunden, eine Tochter dazu, und ein Sohn.“

„Sophie!“ rief der Minister — „ich muß Sie bitten, mich aus dem Spiel zu lassen. Es ist unmöglich.“

„Was einmal geschah, kann ja zweimal, tausendmal, geschehen. Genug, Herr Oberkammerherr, Ihr Geld, das der Rothkopf erhielt, ist weggeworfen! Es wird sich ein Erbe zu den Gütern finden, das sage ich Ihnen.“

„O Sophie,“ rief der Minister — „martern Sie mich nicht länger! Hinterließ mein Sohn — nein, es ist nicht!“

„Ihr Sohn, Herr von Schlagborn, hinterließ nichts, gar nichts; aber

der Zweifler könnte von diesem Kinde, das seine Eltern, das seinen Großvater wieder fand, lernen, daß —"

„Wenn mein Sohn nichts, nicht einen Sohn hinterließ?"

„Wenn er auch nichts hinterließ: so könnte dennoch der Erbe sich finden."

„Nein Madame, nein! dann nicht! Oder man hat der Prophetin ein Mährchen aufgeheftet, mit dem sie prahlt. Denn ich hatte nur Einen Sohn."

„Und, Bruder, hinterließ er keinen Erben, so —"

„O Unmensch! Unmensch! Sie reden so gewiß. Kennen Sie den Grafen Schlagborn, Sophie?"

„Nein, ganz und gar nicht. Aber er wird Ihr Erbe nicht, Herr von Schlagborn!"

„Er wäre entschlossen — nein; denn er ist kein Betrüger."

„Das ist er nicht. Denn er ist fest entschlossen, fest, dem Mädchen die Hand zu geben, das Sie ihm bestimmen."

„Fest? fest entschlossen, sagen Sie?"

„Fest, fest, wie ein Mann, wie ein edler Mann, Herr von Schlagborn! Auf den können Sie rechnen.“

„Auf die Braut auch, sage ich Ihnen.“

„Das sagte mir längst eine blässere Wange, und ein Auge, in dem nicht die Flamme der Freude, sondern eines edlen, theuren Opfers strahlt. Nun denn, was hadern Sie mit mir, die nur sagt: Sie rechnen vergebens! Aber auf sich selbst können Sie fast weniger rechnen, als auf das junge Paar; denn da Sie in B** mit dem Grafen Schlagborn redeten, da Sie ihm sagten: ich sehe an Deiner Bewegung, mein Sohn, daß Du die Tochter des Generals mehr liebst als ich dachte: da wendeten Sie sich von dem Grafen ab, und in dem Augenblicke trat Ihr guter Geist an Ihre Seite. Sie hätten Ihren Plan aufgeben können.“

„Sie kennen den Grafen!“

„Ich kenne ihn nicht. Ich habe ihn nie gesehen, nie ein Wort mit ihm gewechselt.“

„Unbegreiflich! Wie wußten Sie, was ich fühlte?“

„Weil ich ein Herz habe, gut und menschlich als Sie.“

Schlagborn legte die Hand an die sinnende Stirn. Die Wagen fuhren vor. Alles lief an die Wagen. Der Oberkammerherr half allen hinein; seine Bewegungen aber wurden immer ängstlicher. „So sagen Sie mir doch, Madame!“ sagte er zu Sophien, und hielt sie am Schlage.

„Sie haben Ihr Geld vergebens weggeworfen,“ rief Sophie — „und von den Gütern erben Sie nicht eine Erdscholle.“ Sie sprang in den Wagen.

„Ach, die Hexe!“ rief der Oberkammerherr hinter ihr her. „Hat mein Neffe nicht einen Erben hinterlassen: so will ich doch sehen — Aber der Teufel, Sie machte doch meinem Bruder, der an gar nichts glaubt, nicht einmal an Gold, mit ihrem Wahrsagen bange, die Hexe! Scherz war das nicht! beim Himmel

nicht! Ich armer Mann! Er stieg seufzend in seinen schweren Wagen, und fuhr zurück.

Schlagborn fühlte das, was er seine Größe nannte, die Ueberzeugung, das Leben sey ein leeres, schales Spiel von immerwährenden Täuschungen, dahin sinken vor dem Anblicke dieses Mädchens. Sie kannte den Grafen Schlagborn nicht, sie hatte nie mit ihm geredet — und dieser Versicherung konnte er trauen — und dennoch wußte sie, was er mit ihm geredet, was er empfunden hatte. „O ist es denn wahr," sagte er halblaut — „lieg ich denn noch an den Ketten des Aberglaubens, den ich so lange verspottete? Soll ich an Wunder glauben?"

„Ja," sagte Sophie, die mit in dem Wagen fuhr — „Sie liegen an der Blumenkette, dessen ersten Ring die Hand der ewigen Liebe hält."

„Ist denn eine Stimme," fuhr er fort — „im unendlichen Himmelsblau, die unsrer Klage mit Hoffnung antwortet?"

„Ja, Herr von Schlagborn, es ist die Stimme der Menschen, die uns lieben, denen wir wohlthun, die Stimme der Kinder, der Freunde, der Geschwister, der Tugendhaften.“

„Ich bin allein! o wie allein! Keine der Stimmen, die Sie nannten, antwortet meiner. Zwar Sie versprachen mir, Sophie —“

„Nichts versprach ich Ihnen! Ein Gott giebt hier einem Vater die Tochter, den Enkel, den Sohn wieder. Sie nennen das Zufall. Hier der Vater mit seinem Herzen voll Seligkeit nennt es nicht so. Wer, wer, reden Sie, wenn Leopoldinens und Walthers Herzen brechen, wer ist Schuld daran? Die Vorsehung oder der Zufall oder Sie, der die Rolle des Allmächtigen spielen will?“

„So reden Sie! woher wissen Sie alles? alles, was uns betrifft?“

„Mich rettete ein edler Mensch aus dem Abgrunde des Elendes, in dem ich ohne ihn versunken wäre.“

„Sehen Sie, o sehen Sie!“

„Ich wurde gerettet. Die Dankbarkeit gegen diesen Mann lebt in meinem Herzen. Ich wollte ihn beglücken! Da haben Sie das Gewebe meines Treibens! Aber denken Sie an den Lohn der Prophetin, den Sie ihr versprachen, wenn sie wahr gesagt hätte."

„Was versprachen Sie mir?"

„Das Glück des Lebens vor dem Grabe, in dem Mißlingen Ihres Plans. Und Sie wollten mir geben jeden Lohn, den ich fodern würde. Ich werde fodern!"

Da versank Schlagborn noch in tiefere Gedanken. Die Hoffnung stieg, wie der Schatten einer Morgenröthe, aus dem tiefen Dunkel seines Herzens empor. Er legte die Hand über die Augen, und that als schliefe er. Er sann nach, wie Sophie ihm Wort halten könnte, und so kamen Sie in der Nähe des Gutes an, wo Walensee lebte.

Sophie und Auguste fuhren jetzt voraus, um die Tochter auf des Vaters und des Sohnes Ankunft vorzubereiten.

Sophie warf sich in der Gräfin Arme und rief: „Seyn Sie ganz glücklich, Gräfin! Ihr Sohn lebt. Ihr Vater ist versöhnt. Aber ich bitte Sie, Graf Wartensee, nicht ein Wort von Graf Schlagborn!“ Er lächelte, und nun flogen sie alle durch den Park der Gesellschaft entgegen. Da lag die Tochter zu des Vaters Füßen, dann in seinen Armen, und von Verzeihung kein Wort, von Liebe nur, von Segen, vom Glück!“

Dann trat Doris mit dem Sohne des Grafen auf dem Arme hervor, mit den Kennzeichen des Kindes vorsichtig versehen. Die Gräfin erkannte den Ring und die Windeln. Da brach das Mutterherz in Entzücken und Wehmuth.“

„Wer war des Kindes Retter?“ fragte der Graf.

„Unser edler Freund, Walther,“ scholls aus dem Munde Aller. Rausch stellte sich zurecht und erzählte den Einzug Walthers mit dem Erbprinzen, der Ziege, dem Hunde und dem Staar in sei-

nen Garten. Dann wurde er ernster und hielt dem Volontair eine lange Lobrede, erzählend, wie er des Kindes Leben mit der nahen Gefahr seines eigenen unter den Hufen und den Säbeln der feindlichen Kavallerie weg gerettet hatte; erzählte, wie Walther seine kleinen Habseligkeiten nach und nach weggeworfen, um das Kind nur mitnehmen zu können, wie er den Husaren die Ziege abgekämpft habe zur Mutter für das Kind! Wie er, um das Kind zu retten, verwundet sey, und wie er nun das Kind väterlich geliebt hatte!

Dem guten Herrn von Rausch standen Thränen bei der Erzählung im Auge, und das Vergnügen, so etwas von einem Menschen erzählen zu können. „O wo ist er, dieser Walther?" rief die Gräfin, das theure Kind, was so gerettet wurde, entzückt und dankbar an ihr Herz drückend — „wo ist er? wo ist er? Nein, ich werde nicht glücklich seyn, wenn ich nicht ihn an das Mutterherz drücken kann, den edlen Mann! Wo ist er?"

Alle sahen Schlagborn bei dieser Frage an.

„Er ist auf der Rückreise aus England!“ sagte Schlagborn ruhig.

„Ist er? o ist er?“ rief Sophie jauchzend. „O Gott sey gelobt! O Leopoldine, er kommt! O der unglückliche Mann kommt! O wird ihn die Vorsehung endlich belohnen? Wird sie?“

„Unglücklich ist er?“ fragte der Graf eifrig — „Unglücklich, Sophie? Nein, das soll er nicht seyn! Nein! nein! Und müßte ich ein Bettler werden, und müßte ich für sein Glück alles aufopfern! Nein! nein! Sophie, was ist sein Unglück?“

„Der stolze Wunsch hier des Herrn von Schlagborn.“

Da entstand eine feierliche Stille. Alle richteten nur die Blicke, die hoffenden Blicke auf den Herrn von Schlagborn, ohne etwas zu sagen, ohne etwas zu fragen.

Leopoldine legte das erblassende Gesicht auf ihres Vaters Schulter. So dauerte die Stille eine lange Minute, eine ängstliche Minute.

„Sie sagen nicht wahr, Sophie!" hob endlich Schlagborn an — „Sein letzter Brief aus England enthällt nicht ein Wort von Unglück. Es ist vielmehr der Brief eines ruhigen Mannes. „Leopoldine wurde jetzt noch blasser. Sie reichte Sophien die zitternde Hand, und sagte ihr leise: „O gäbe der Himmel, daß er ruhig wäre; ich würde es auch werden!"

„Laßt doch Gott walten!" rief der alte Doctor. „Wir werden seine Liebe nicht hemmen, nicht mit Wünschen, nicht mit Thränen. Fodert Er Opfer: so wird sie meine — Leopoldine bringen."

„Aber darf ein Mensch diese Opfer fodern?"

„Wenn es Opfer sind, warum nicht?" sagte der Alte herzhaft, und reichte Schlagborn die Hand.

Schlagborn legte die Hand auf sein Herz, und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Will ich denn das Unglück eines Menschen? Dafür sey Gott! mein alter Freund! Dafür sey Gott!"

Da schlug der Doktor das Auge dankend gen Himmel, und hob die beiden gefaltenen Hände ein wenig empor; denn sein geliebter Schlagborn hatte jetzt mit einer tiefen Rührung Gott genannt.

Eine neue, noch feierlichere Stille entstand; die meisten Augen voll Thränen folgten der Richtung von des Doktors Blicken. Man ging hoffend auseinander. Die Fremden wußten nicht recht, wovon die Rede war; aber sie ahneten etwas. Sophie allein stand siegreich in ihrer Mitte, in ihrem gen Himmel gewendeten Blicke hingen Thränen der Freude. Sie ging an das Monument, wo der Graf seine Gattin fand. „O Gott!" sagte sie hier knieend — „was wird der Vater sagen, wenn der Sohn zu seinen Füßen sinkt!"

Schlagborns Herz wird weich.

Rausch reiste mit Doris zur Frau von Drommer. Sophie allein blieb mit Schlagborns bei Walensee. „Ich zittre," sagte der Graf zu Sophien — „und weiß nicht wovor. Ich kann jeden Augenblick meine Mutter erwarten, der ich Nachricht gegeben habe von dem Wiederfinden meiner geliebten Frau. Und Viktorie? und der Graf Schlagborn? O Sophie!"

Sophie lächelte, reichte ihm die Hand, und sagte: „Glauben Sie mir, es wird alles gut gehen! Nur schweigen Sie. Der Graf Schlagborn ist entschlossen, sein Oheim auch. Ich stehe für Alles!"

Graf Walensee hatte richtig vermuthet. Am Morgen kam seine Mutter und Viktorie. Ein Bedienter öffnete ihnen die Saalthür, und sie traten hinein. Der General Brockdorf näherte sich

ihr, da ihr Sohn sie begrüßt hatte, mit dem Worte: „Leonore! O Leonore!“

Da erblaßte das schöne Gesicht der Mutter einen Augenblick; aber zärtlich sagte sie dann: „O Brockdorf! Sehen wir uns endlich wieder? Endlich! O mein edler Freund, ich bin glücklich gewesen, sehr glücklich! Ich bin es ja noch. Hier stehen ja meine Kinder, Brockdorf! Ach, und doch tönte der Name Brockdorf durch mein ganzes glückliches Leben wie der ferne Donner eines geheimen Vorwurfs. Vor dieser Minute habe ich gezittert, und habe sie gewünscht. O ein geheimer Schmerz hat immer um meine Seele geschwebt! Endlich schwieg er, da Ihre Schwester, die Aebtissin, mir schrieb, daß mein Sohn Ihr Sohn geworden wäre. Und dann — o dann — Ihrer Schwester Tod, Ihr Zorn, Brockdorf, Ihr Zorn auf meinen Sohn, der Tod Ihrer Tochter! O verzeihen Sie! Sie wurden gerächt an meinem Herzen.“

„Leonore! O Leonore!“ sagte der General noch einmal. „Ich hatte kei-

nen andern Wunsch, als ihr Glück! Ihr Sohn vergelte meiner Tochter meine Liebe, und das Geschick hat uns ja doch verbunden. O das war ja der Wunsch, der spielende Wunsch einer langen Trauer um Sie, Leonore! Der Himmel hat ihn erfüllt. Der Schmerz ist vergangen, und die Wehmuth, die dem Vater zurückblieb, ist so süß, süßer, kann ich sagen, als das Glück der Liebe. O meine Schwester Leonore! meine theure Schwester! Dein Sohn ist mein Sohn! meine Tochter die Deine! O hat denn das volle Herz des wilden Jünglings je mehr gewollt? Und war ich denn nicht auch glücklich, Leonore? O ich war es! Beim Gott, der uns wieder vereinigt, ich war es, und die dunkle Vergangenheit liegt jetzt wie eine schöne Morgenröthe in meiner Seele. O diese Stunde habe ich gewünscht, und sie ist da! Dieser Kuß von Deinen Lippen, meine theure Freundin, gebe mir die heiligere Liebe der Mutter und der Schwester.“

So redeten sie, und mit jedem Augenblicke zergingen die beiden edlen Herzen mehr in Dank, in Vertrauen und Liebe gegen einander. Ein sanfter Abglanz von der Flamme der Jugend umstrahlte ihr Alter wieder, und brachte die Herzen in eine ruhige schöne Bewegung der Jugend zurück.

O glückliche Menschen, denen die unglückliche Jugendliebe den sanften Nachsommer des Lebens verschönt! O wie schön waren Eure Herzen, daß Ihr sagen konntet: Wir haben unsre Frühlingsträume wieder!

Es war der schönste Frühlingstraum, der Brockdorfs Jugend beglückte, Leonorens Liebe. Leonore lebte bei ihrer Mutter, der Frau von Dassen auf einem kleinen Gute, einsam zwar, aber nicht verlassen; denn Mutter und Tochter liebten sich unendlich. Die Mutter wollte nichts als die Freundin der Tochter seyn; die Tochter nichts als Tochter. Der Wittwenstand der Mutter, das Grab

des geliebten Mannes, die Einsamkeit, die beschränkten Umstände des Vermögens hatten das Herz der Mutter aus der Erde hoch in eine bessere Welt gehoben, und die Mutter zog die Tochter nach, empor an die Sterne.

Die Liebe allein — für welche die Mutter alles aufgeopfert hatte, den stolzen Namen ihres Hauses, die Freundschaft ihres Bruders, der seinen Schwager haßte und ihr Vermögen — die Liebe allein hatte das Leben der Mutter beglückt. Der Schmerz um den Mann, der früh starb, hatte ihrem Herzen ein Gefühl gegeben, das zu stolz ist, zu rein für die Erde. Sie lebte für ihre Tochter allein; und wie sie selbst beglückt war, sollte auch ihre Tochter beglückt werden durch die Liebe zu einem edlen Manne.

Brockdorfs Vater kaufte in ihrer Nachbarschaft ein Gut, und der junge Brockdorf sah Leonoren, die in ihre schönen Träume einer Unschuldswelt versenkt, einer Höhe zueilte, von der sie

jeden schönen Tag die Sonne jenseits des Sees untergehen sah.

Der Anblick des sechszehnjährigen Mädchens, leicht gekleidet wie eine Nymphe, nur mit Blumen geschmückt, schön wie eine Nymphe, heilig wie ein Engel, lächelnd wie die Freude, und mit Augen, die in trunkner Begeisterung, nur von Liebe oder von Religiosität — das war Eins bei Leonoren — strahlten, machte einen tiefen Eindruck auf den edlen Jüngling.

Er blieb wie eine Bildsäule hinter seiner Eiche stehen und betrachtete sie, wie sie da saß unter einem wilden Rosenstrauche, wie die untergehende Sonne ihr schönes Gesicht mit dem schönen Purpur schmückte; er hörte die schöne Stimme, die der Natur ein tiefgefühltes Lied sang. Dann stand sie auf. Sie ging nahe bei ihm vorüber; aber der junge, muthige Mann, der Soldat war, hatte nicht das Herz, hervorzutreten. Er sah ihr nur nach, wie sie in den Wald hinein schwebte und verschwand.

Er hörte von einem dort weidenden Hirten, der das Mädchen, wie er, betrachtet hatte: „Das ist Fräulein Leonore, der Frau von Dassen Tochter, die von allen Einwohnern des Dorfes geliebt war mit ihrer Mutter, wie zwei Engel, wie Heilige!“ und Brockdorf ging mit dem brennenden Pfeil der Liebe im innersten Herzen zu Hause.

Sein Gang ging von nun an zu dieser Höhe; und da Leonore auch hierher ging: so sah er sie, so oft er wollte. Er hörte von dem Hirten, von den Einwohnern des Dorfes, von den Unterthanen seiner Güter, daß Fräulein Leonore in der tiefsten Einsamkeit mit ihrer Mutter lebte; daß sie mit keinem Menschen in der Welt Umgang hätten, als mit einem alten Oheim, der aber eben so selten kam, als sie ihn besuchten.

Sie war sechszehn Jahre alt, und bei diesen Jahren noch unschuldig wie ein Kind von zwölfen; denn nie hatte sich ein Mann dem Mädchen genähert, und die Mutter, ach die fromme Mutter! die mehr im Him-

mel lebte, als auf der Erde — kurz, die schöne, fromme, kindliche Nymphe war gerade so unschuldig, so einfach, als Brockdorf zu seinem schönsten poetischen Träumen sich eine Geliebte ersonnen hatte.

Von seinem Vater hatte der junge Brockdorf kein Hinderniß zu befürchten; denn der Vater liebte seinen Sohn, und wünschte ihm eine Frau, gerade wie Leonore war. Der Sohn hatte kein Bedenken, seinem Vater zu erzählen, welchen Eindruck Fräulein von Dassen auf sein Herz gemacht hatte; und der Vater lächelnd, und seinen Sohn über die Stirn streichelnd, machte der Nachbarin einen Besuch, ohne den Sohn.

Er kam zurück, und sagte ein wenig begeistert: „Gottes Segen zu Deiner Verbindung mit dem Mädchen, mein Sohn, wenn ihr Herz anders nicht schon versagt ist!“

„Versagt?“ fragte bestürzt Brockdorf — „sie ist erst sechszehn Jahre, lieber Vater!“

„Schon sechszehn, willst Du sagen. Ihr Auge funkelt in dunkeln Flammen, ihr Busen hebt sich zuweilen in einem Seufzer, wovon ich keine Ursach sah. Ein wenig zerstreut war sie zuweilen, und sechszehn Jahre schon.“

Das sagte der Vater lachend und der Sohn lachte auch.

Der Vater hatte nicht Unrecht gesehen. So unschuldig Leonore auch war: so lag doch eine dunkle Glut in ihrem Auge, sie seufzte und sie war zerstreut, so daß es sogar ihre Mutter merkte; aber unschuldig war sie an alle dem.

Die Mutter hatte die Tochter gelehrt, daß die Liebe die langsam sprossende Blüthe des Vertrauens, der Freundschaft und der Tugend ist. So war der Mutter Liebe gegen ihren Mann entstanden. Die Tochter wußte nicht, daß die Liebe auch ein brennender Pfeil ist, den ein Moment des Lebens in das Herz drückt. Leonore war bei ihrem Oheim ein paar Tage. Die Truppen des Landes marschirten hier durch. Der Prinz Wilhelm, der jüngere Bru-

der des Prinzen Georg, der Schlagborns Freund war, sollte an der Spitze eines Kavallerieregiments durchkommen. Leonore hörte zum erstenmale vom Hofe, von dem Prinzen reden; aber was man von dem jungen Prinzen sagte, drang in die Tiefen ihrer Seele. Der Fürst, erzählte man, haßte ihn, weil er der Liebling des Volks war, durch seine Güte, durch seinen unbesorgten Muth, durch seine Großmuth, die alles weggab, um zu helfen. Der Prinz war ärmer, als der kleinste Edelmann. Er war von Spionen umgeben, die dem Hofe jedes seiner frohen Worte, in der Freude geredet, und jeden Ausdruck des Verdrusses, den seine Lage ihm abzwang, als Verbrechen wiedersagten.

Das alles hörte Leonore, und es machte einen desto tiefern Eindruck auf ihr weiches Herz, weil sie bis jetzt keinen Unglücklichen kannte. Sie fühlte ihr Herz beklommen bei der Erzählung, sie liebte ihn ja jetzt schon aus voller Seele, nur weil er unglücklich war. Aber nun —

Leonore stand auf einer Linde, auf deren Aesten ein dunkles Zimmer erbaut war — nun hörte sie von weitem die schmetternden Trompeten, die ihre weiche Brust mit einem Heldenmuth erfüllten. Dann kam das Regiment; und ihre Kusine, die sie gebeten hatte, ihr ja den Prinzen zu zeigen, sagte ihr: „Das ist er! der da mit dem großen Stern auf der Brust.

„Das ist der Unglückliche!" dachte sie und drückte sein schönes Bild fest in ihr von dem Mitleiden geöffnetes Herz. Aber der Unglückliche schien gar nicht so unglücklich; denn er hob die schwarzen blitzenden Augen zu der Linde empor, aus deren dunkelm Laube die Engelsköpfe der Mädchen hervorsahen. Er grüßte mit einem stolzen Anstande, aber freundlich und schön, und das Regiment rückte weiter. Leonore sah nur dem Prinzen nach, dem sie den Stolz, die Freundlichkeit, die Anmuth, mit der er grüßte, als lauter Heldentugenden anrechnete, und auf einmal schwenkte das Regiment ein. Der

Prinz kam vor der Fronte des Regiments im Gallop herabgesprengt. — Die Leichtigkeit, die Sicherheit des Reitens, die schlanke Gestalt, selbst die schöne Uniform, die Bewegung des blitzenden Degens, womit er kommandirte, wurden in Leonorens Köpfchen zu lauter Tugenden. Das Regiment vertheilte sich in Theile, die weiter gingen. Eine Eskadron blieb halten, an ihrer Spitze der Prinz, bis Leonorens Oheim kam, den Prinzen zu bewillkommnen. Der Prinz hatte Ordre bekommen, hier zu bleiben.

Er kam nun mit dem Oheim gerade auf die Laube zu, und Leonorens Herz pochte gewaltig, da der verstoßene, verhaßte Jüngling sich ihr nahte, die so viel Mitleid mit ihm hatte. Er kam auf den Balkon auf der Linde. Der Oheim nannte ihm die beiden Mädchen. Er bückte sich ehrerbietig, und er redete sogleich, wovon Leonore so gern redete, von dem heiligen Dunkel der Linde, von dem noch heiligern Dunkel des Waldes, von dem heiligern Tempel der Natur.

„Da ist die zu Hause," sagte der Oheim, auf Leonoren zeigend — „Ein Thal, ein Bach, ein dunkler Wald, eine Höhe, ein See, ein Lamm, eine Hütte: da haben Euer Durchlaucht das ganze Glück meiner Nichte!"

„O lieber Oheim, das ist nicht alles!" sagte Leonore sanft.

„Und ein Herz, das alles das mit Dir theilt: das versteht sich ohnehin, Leonore!"

„Das ist aber die Hauptsache, und dann der Glauben an die unsichtbare Welt, an das Geisterleben und —"

„An Deine Engel, an Dein Paradies, Deine Elfen, Feen, Hamadryaden, Sphärenmusik und die Seufzer der treuen Liebe, womit Du Dein Paradies ausstaffirst!"

Der Prinz betrachtete Leonoren, und sie erröthete nicht einmal vor der Idee eines Herzens, das alles mit ihr theilte, und vor den Seufzern der treuen Liebe. Aber sie erröthete, da sie den

stillen Blick des Prinzen auf sich geheftet sah.

„Erröthe nicht, Leonore!" fuhr der Oheim fort — „denn, Ihro Durchlaucht! sie ist dadurch das allerglücklichste Wesen, das je die Erde getragen hat."

„O," sagte der Prinz — „so haben Sie nie einen Unglücklichen gesehen, Fräulein, dessen Herz Ihre Freude verdiente, weil es die reinste ist, und das unschuldig ohne Freude war, das keinen Wunsch erreichte, und das unter dem kalten erstarrenden Verhängnisse mit zu einer Bildsäule ohne Gefühl erstarrte!"

Leonore mußte glauben, er meinte sich selbst; ihr beklemmter Busen schlug noch beklemmter, und der tröstende Thau des Mitleides hing an dem schönen Auge. „O," sagte sie sanft und mit zitternder Stimme — „es giebt ja eine Freude, die unter keinem menschlichen Verhältnisse steht, die das unsichtbare Herz des gestaltlosen Würmchens und das Herz, das stolzeste Herz des Jünglings bewegt, die —"

Roh und lachend fiel ihr Oheim ein: „Sie meint die Liebe, mein gnädigster Herr!“

„Die meine ich,“ sagte Leonore kindlich und unschuldig — „diesen Wohllaut, der in allen Saiten der Schöpfung erklingt, dieses schöne Mitleiden, das der einsamen Turteltaube zitternde Klagestimme zitternd und liebend nachhallt, und für des Menschen edlere Klage eine Thräne, einen Trost, ein Herz hat.“

„Und darf er,“ sagte der Prinz schnell und scharf — „nicht die Thräne, nicht den Trost, nicht das Herz annehmen?“

„Warum dürfte er nicht?“ fragte Leonore, den Doppelsinn nicht ahnend.

„Das eben ist Ihr Glück, Fräulein, daß Sie nicht wissen, warum er nicht dürfte.“

Ein Adjutant des Prinzen kam und rief ihn ab. Er bückte sich und ging.

Das Gespräch war der Pfeil, der schnell Leonorens Herz durchdrang. Sie stand noch lange im Dunkel der Linde, nachsinnend, ohne zu wissen, auf was sie

sann. Ihr Herz war nur bewegt, sie meinte, von dem unschuldigsten Mitleiden. Die Bewegung war die schönste der Natur, die Liebe.

Man hatte dem Prinzen von dem benachbarten Adel eine Gesellschaft gebeten. Er war artig gegen alle; aber Leonore, die in jeder großen Gesellschaft blöde war, schien doch zu bemerken, daß der Prinz auf sie merkte, daß er manches Gespräch abbrach, um wieder in ihre Nähe zu kommen. Sie mußte es sich gestehen, daß er von allen Männern, die hier waren, der edelste Mann war. Sie fand den Ausdruck gerecht, den ihr ein Mädchen zuflüsterte: „Ist es nicht, als hätte die Natur ihm das Siegel der Vollkommenheit auf die edle Stirn hellstrahlend gedrückt?“ Sie fand es noch mehr so, da sie in Haushaltungsgeschäften ins Haus kam, und des Prinzen Leute von ihm erzählen hörte, wie einer immer dem andern mit einem höhern Lobe seiner Güte, seines Muths, seiner Großmuth, der Reinheit seiner Sitten und seiner Aufop-

ferung für den undankbaren Fürsten über=bot. Der Wunsch und die Unmöglichkeit, für ihn etwas thun zu können, füllte ihre Brust mit wehmüthigem Schmerz. Sie wünschte eine Königin zu seyn, um ihn trösten zu können. Nichts weiter wollte sie.

Am andern Morgen war Leonore mit dem ersten Geräusch im Hause auf und gekleidet, obgleich der Prinz den Abend zuvor schon Abschied genommen hatte. Sie wollte auch nicht sichtbar werden.

Die Trompete schmetterte durch das Dorf, das in verhüllendem Nachtnebel lag. Leonore unterschied keine Gestalt; aber in dem Augenblicke, da sie seine Stimme hörte, stieß der Morgenwind in den Nebel, der empor wallte; die Sonne blitzte hinter dem Berge hervor, und er sah zu ihr herauf, sie hinab.

„Sie sind schon erwacht?" fragte er leise, und sie mußte hinab. Da standen sie beide, fast blöde, er so gut als Sie. „Leben Sie wohl!" sagte er. — „Ich fühle ein schmerzliches Heimweh, Fräu=lein, und ich habe keine Heimath, als das

stille, kalte Familienbegräbniß meines Hauses."

Da antwortete sie nicht; aber ein Schmerz, fein und edel, zog Thränen in ihr Auge. Sie hob die Hand ein wenig, und er ergriff sie, drückte sie, und sagte: „Leben Sie wohl!" und er bestieg hastig sein Pferd.

Sie ging hinauf in das höchste Zimmer. Sie sah in der Morgensonne den Glanz der Kürasse über den Berg weggehen. „Glänzend wie ein Himmelsmeteor geht er, auf ewig dahin!" sagte sie uud stützte die sinnende Stirn lange in die Hand.

Kein Wunsch, keine Ahnung von Liebe lag in ihrer reinen Seele. Kein Traum brachte ihr das Bild des jungen Fürsten näher. „Er ist ein Fürst!" an dem Worte stand die bewegte Phantasie still. Sie dachte an ihn; aber nur an den, der keine Heimath hat, als das Grabgewölbe im Dom.

So kam sie nach Hause, die Brust voll eines sanften Schmerzens, das Auge voll

einer sanften Begeisterung, ein wenig zerstreut, zuweilen seufzend; aber unschuldig und ohne Unruhe.

Monate waren seitdem hingelaufen, da der alte Brockdorf ihrer Mutter den Besuch machte. Er nannte seinen Sohn, und sagte: „Er ist im Gefolge des Prinzen Wilhelm; ich könnte sagen, des Prinzen Freund.“

Da war Leonore schon des jungen Brockdorfs Freundin. Sie konnte es nicht erwarten, des Prinzen Freund zu sehen. Brockdorf kam, und Leonorens Wohlwollen flog ihm freundlich entgegen. Es war ein Band zwischen ihrem Herzen, das Brockdorf nicht kannte, und von dem Leonore nichts sagte.

Der Umgang wurde fortgesetzt, die jungen Leute wurden bekannter, der Vater machte gegen Leonorens Mutter Anspielungen, die über seines Sohnes Wünsche Licht gaben. Die besorgte Mutter zog über den jungen Herrn Erkundigungen ein, die aber zu seinem höchsten Vortheil

ausfielen. Unbesorgt überließ nun die Mutter ihrer Tochter Herz der Natur und sich selbst. Sie bat sogar den alten Herrn, die Sache nicht zu treiben, da Leonore noch jung sey.

Sie beobachtete ihre Tochter, und ihr bedünkte, als ob Leonorens Herz zu ruhig bliebe. Sie konnte der weiblichen Neugierde, der mütterlichen Sorge nicht widerstehen. Sie fragte Leonoren, wie ihr der junge Herr von Brockdorf gefiele.

„Er ist ein edler Mann, liebste Mutter!“ antwortete Leonore ruhig, so ruhig, daß die Mutter sagte, um doch ein wenig zu treiben: „Ich weiß doch fast nicht, mein Kind, ob Du —“

Eifrig, fast heftig, fiel Leonore ein: „Er ist ein edler Mann, Mutter! das weiß ich gewiß. O das weiß ich in dem Innersten meiner Seele!“

Die Mutter triumphirte heimlich über das funkelnde Auge der geliebten Tochter, womit sie das sagte, und sie erzählte das lächelnd dem Vater.

„Hm, wenn Sie nicht geirrt haben, und das gebe Gott! so ist meine Sorge vergebens gewesen.“

„Ihre Sorge! Welche?“

„Daß Leonore kein Herz hat für meinen Sohn. Denn diese freundliche Ruhe des Mädchens —“

„Ich habe sie nie mit einer so großen Heftigkeit reden hören, ich habe nie ihr Auge so funkeln sehen, als wie sie das sagte.“

Wie konnte Leonore zweifeln? er war ja der Busenfreund des Prinzen Wilhelm. Wie konnte der nicht edel seyn, der dem edelsten Manne angehörte?

Die Mutter machte dann ihre Tochter mit Brockdorfs Wünschen bekannt, und sie wurde irre in ihrer Tochter; denn sie erblaßte bei der Erklärung ihrer Mutter. Sie konnte sich gar nicht fassen, gar nicht. Alle ihre Empfindungen waren in einen Tumult gerathen, und die Mutter sah auch nicht eine Spur der Freude.

„O mein Kind,“ sagte sie sanft — „Niemand soll Dein Herz zwingen.“

„Zwingen? liebe Mutter, zwingen?“ und sie holte einen tiefen Seufzer. „Nein, es hat mich nur zu sehr überrascht. Nichts weiter! ich habe daran gar nicht gedacht.“

„Eben das, mein liebes Kind, eben das —“

„Jetzt aber, liebste Mutter — denn sagen Sie, ist er nicht ein sehr edler Mann? ein Mann von den reinsten Sitten, und müssen Sie nicht seine zarte Empfindung loben, daß mich Ihre Erklärung so überraschen konnte? Nein, wahrlich ich bin überzeugt, ich werde nie einen Mann so achten können, als ihn. Und ist nicht Achtung, Vertrauen, wie Sie so oft sagten, der Grund der Liebe? Jetzt überraschts mich viel weniger.“

Die Mutter war dennoch besorgt; aber Leonore erhob ihre Neigung, ihr Wohlwollen gegen den edlen Mann so hoch, daß die Mutter anfing zu glauben, er sey geliebt! Und Leonore, die sich faßte, und den stolzen Gedanken in dem

schlagenden Herzen in allen Gestalten bewegte: sie sollte die Frau des Busenfreundes des Prinzen seyn, empfing das nächste Mal Brockdorf, mit einem zwar künstlichen, aber unschuldig-höhern Vertrauen. Er erklärte dem Mädchen seine Liebe mit einem Feuer, mit einer Begeistrung, die ihrem Herzen wohlthat, obgleich sie dabei an den armen Prinzen dachte, der — ach! kein Herz hatte, als das eines Freundes, keine Heimath, als das fürstliche Grabgewölbe. Jetzt erst verstand sie ihn, und so warf sie sich mit einer großen Empfindung, die Brockdorfen nur halb gehörte, in seine Arme, und schwor ihm Liebe und ewige Treue.

Sie kamen mit glänzenden Augen zu der Mutter, und Leonore rief mit heißen Thränen, die ihre Mutter für Liebe hielt, und die nur Mitleiden waren: „Ach, Mutter, nun habe ich eine Heimath, eine glückliche Heimath, Brockdorfs Herz!“

Die Verlobung wurde in dem kleinen Kreise von Verwandten feierlich begangen,

Der Hochzeitstag wurde, auf Leonorens Bitten, auf die volle Gesundheit ihrer Mutter, die kränkelte, hinausgesetzt.

„Da sehen Sie, Vater, die edle Tochter!“

„Ja, ja! Recht! schön!“ antwortete der Vater; aber er dachte: wenn ich auch nur die Braut sähe!“

Brockdorf reiste nun auf einen Monat zu dem Prinzen Wilhelm, der nach geendigtem Kriege einsam und trauernd auf einem kleinen Landhause lebte. Ach, diese Reise machte Leonoren so glücklich, obgleich Brockdorf nicht wußte, daß sie den Prinzen kannte. Es kam Leonoren immer vor, als müßte ihre Bekanntschaft mit dem Prinzen ein ewiges Geheimniß bleiben.

Brockdorf kam zurück, finster, schwermüthig, trauernd um den Freund, der so unglücklich war.

„Das war er ja immer, liebster Brockdorf, wie Sie sagten.“

„So nicht, Leonore, so nicht! Er ist der unglücklichste Mann der Erde. Denn — Leonore, ich vertraue Dir das theuerste Geheimniß meines Lebens — der Prinz Wilhelm liebt, liebt mit einer unermeßlichen Leidenschaft, für die das Leben keine Hoffnung hat."

„O sein harter Oheim! darf ich wissen, welche Prinzessin —"

„Keine Fürstin, Leonore, ein Mädchen, ein einfaches Fräulein. Ich bitte Dich, schweig!"

Ja wohl, sie schwieg wohl, Leonore; aber sie sah die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe nicht; denn war nicht das Mädchen, das er liebte, die glücklichste aller Sterblichen? Er durfte ja nur seine Liebe gestehen: so war er glücklich, der edelste aller Männer. So träumte sie; und noch mehr, wie auf dieser seligen Liebe die Nacht des schönen Geheimnisses lag! wie die Geliebte ihn heimlich sah, und den Himmel in seinen Armen fand, an seinen schönen Lippen!"

Nein, sie konnte nicht schweigen, sie mußte das ihrem Verlobten sagen. Sie sagte es ihm, auf und niedergehend an einem stillen Abende in der dunkeln Allee.

„Wie kann er das? soll er das Mädchen unglücklich machen? darf er ihr je seine Hand geben?“

„O lieben darf sie ihn! lieben gewiß! lieben nur! das ist ja das Glück des Lebens! O ich möchte sie kennen, die Glückliche! Brockdorf, kennen Sie sie?“

Er selbst kennt sie nicht. Er sah sie nur einmal auf dem Marsche im vorigen Herbst. Er hat ihren Namen nicht gehört. Er nannte mir nicht einmal den Ort, wo er sie gesehen hatte, weil er meine Dienstfertigkeit fürchtete.

„O wie konnten Sie nicht in ihn dringen, Brockdorf! Ich möchte wissen, wie die Liebe dieses Mannes entstehen konnte.“

„Das kann ich Dir sagen, Leonore! Der Prinz ritt einen Morgen mit dem Regimente in ein Dorf. Aus einer Linde, die ein Kabinet ist, sieht ein Mädchen

herab" — Leonore erblaßte, ein Todespfeil ging nach dem andern durch die Seele. Brockdorf sah es nicht und fuhr fort: „der Liebreiz des Mädchenkopfes, der aus dem dunkeln Lindengrün hervor sieht, macht einen entschiedenen Eindruck auf sein Herz. Aber diese Schönheit, so himmlisch er mir sie beschrieb, ist es nicht, sondern die heilige Unschuld ihrer Seele, der sanfte Reiz ihres Geistes, der sein Herz mit dieser Liebe füllt. Er geht mit dem Oheim des Mädchens auf die Linde. Das Mädchen gleich fern von Sprödigkeit und Ziererei, nur unschuldig, nur zart fühlend, redet mit dem Prinzen, wenig Worte, sagt er; aber Worte voll Geist, voll Leben, voll Liebe."

Die Todespfeile gingen noch brennender durch Leonorens Seele. Ihr ganzes Wesen erbebt; denn auf einmal fühlt sie, wie unaussprechlich und wie hoffnungslos sie den Prinzen liebt.

Brockdorf erzählt weiter von der Trennung des Prinzen von dem Mädchen am frühen Morgen, und Leonore faßt

auf einmal heftig zitternd Brockdorfs Hand, ruft: „O wie wird mir!“ und sinkt in seine Arme.

Brockdorf trägt die Geliebte ins Haus. Er hat alles vergessen. Der Abend war kalt, in der Allee ging ein rauher Wind, auf den er Leonorens Uebelbefinden schiebt.

Man bringt sie zu Bett. Sie lächelt ihrer Mutter zu und Brockdorfen, und versichert mit sanfter Zärtlichkeit: „Mir ist sehr wohl! nur bin ich müde!“ Man verläßt sie, und nun endlich kann die Liebe hervorbrechen, und der gewaltige Schmerz, und das hohe Entzücken, daß sie geliebt ist von diesem Manne. Aber sie ist die Braut Brockdorfs. Die Hoffnung ist verloren. „Ach,“ sagt sie sanft und matt — „ich habe ja wie er keine Heimath mehr, als den Sarg!“ und so drückt Schlaf, Schmerz und Thräne das Auge der Unglücklichen zu.

Sie erwacht. Entschlossen, ihr Wort zu erfüllen, und ihre Pflicht, steht sie auf, kleidet sich an, und kommt heiter ih-

rer Mutter entgegen, die sorgend sie besuchen will. Brockdorf ist schon da. Sie empfängt ihn heiter. Aber in ihrem Innern brennt still die verzehrende Leidenschaft fort, die sie Niemanden entdecken darf. Lange kämpft sie gegen den verborgenen Schmerz mit einem heitern Gesicht; aber die Rosen ihrer schönen Wangen verlieren den glänzenden Purpur. Von langem Kampfe endlich ermüdet, nimmt der Gram über ihre Schwäche ihre ganze Seele ein. Desto sanfter ist sie gegen Brockdorfen, gegen ihre Mutter, die beide sie vergebens um die Ursach ihres stillen Grams quälen.

„Es ist ja nichts, nichts," sagt sie lächelnd — „als der Mangel der Gesundheit!"

„Wenn ich nicht wüßte," sagt der alte Brockdorf, der sich auf das Herz verstand — „daß Leonore keinen Mann gesehen, außer Dich: so glaubte ich — Weißt Du das gewiß, daß sie Dich geliebt hat?"

„Ihr Vertrauen, Vater, ihr —"

„Was Vertrauen? Ich frage nach Liebe.“ Beide schweigen mit gerunzelter Stirn, der Sohn verdrießlich über den Zweifel des Vaters.

Da reiste Brockdorf zu Leonorens Oheim, der bis jetzt nicht zu Hause gewesen war.

„Was macht Ihr Prinz?“ fragte der Oheim, Brockdorfen zu der Linde führend. — „Er war hier bei mir im Herbst. Der mag vielen Mädchen und Weibern die Köpfchen wirbelnd gemacht haben. Blieb er noch ein paar Tage hier: so hätte Ihre schöne Braut — denn der Prinz sah sie an, wie ein Heiliger die Pforte des Paradieses. Es ging so ab, denk ich, obgleich Leonore ein paar Tage das Köpfchen hing, wie ein kranker Kanarienvogel, alles verkehrt angriff, und verkehrt antwortete.“

Brockdorf warf in diesem Augenblick sein Auge auf die Linde, und fragte: „Hier sah der Prinz Leonoren zuerst?“

„Ja, Sie wissen also — ja eben hier in diesem magischen Schatten, und sie re-

deten auch sogleich von Sonne, Mond und Sternen, Grab, Liebe und was der Historien noch mehr sind."

Brockdorf wurde tiefsinnig, so tiefsinnig, daß der Oheim ihn ohne Barmherzigkeit für einen Phantasten erklärte, und froh war, da er wieder zu Pferde saß.

Auf dem Rückwege machte er seinen Plan. Geliebt war er nicht, das fühlte er mit dem innersten Schmerze; aber ob Leonore den Prinzen liebte? Er bat Leonoren, nicht länger den Tag seines Glücks hinaus zu setzen. Sie erblaßte; aber sie sagte sanft: „Bestimmen Sie den Tag, Brockdorf, und Gott gebe, daß ich Sie glücklich mache!"

Er ehrte das Opfer, das ihr Herz brachte. Sie hatte nie nach dem Prinzen gefragt. Er gab ihr jetzt die Nachricht, daß der Prinz ein Opfer seiner unüberwindlichen Leidenschaft würde. Da erlosch ihre Farbe, da erlosch ihr Auge. Sie schwankte fast leblos an seine Brust; aber sie schwieg.

Da starb Leonorens Mutter. An ihrem Sarge sagte die Tochter: „Nun ist alles gut! Kein Schlag kann das theure Herz mehr treffen, Brockdorf! Nun bin ich ruhig.“ Er lächelte wehmüthig. Die Begebenheiten drängten sich, Brockdorfs Vater sank auch ins Grab; die beiden Liebenden waren allein.

Des Prinzen Wilhelms Bruder, Georg, wurde Fürst. Er kam mit Schlagborn aus Italien zurück. Er flog zuerst zu dem geliebten Bruder, und er fand ihn in der dunkeln Nacht eines verzehrenden Grams. Sprich, mein Bruder, was kann Dir die Freude am Leben wiedergeben?“

„Nichts!“ antwortete Wilhelm. „Ich!“ sagte zugleich Brockdorf, der eben angekommen war.

„Du, Brockdorf?“ fragte der Prinz, und eine brennende Röthe färbte die blasse Wange. Er faßte Brockdorfs Hand, und bat mit einem Blicke seinen Bruder, ihn zu verlassen.

„Das Mädchen, das Sie lieben," hob Brockdorf an — „ist Fräulein von Dassen. Sie sahen sie zu Rohrbach?"

„Woher weißt Du?"

„Sie ist meine Braut, und ich liebe Sie unendlich." Der Prinz winkte mit der Hand weg. Brockdorf schwieg; denn der Schmerz nahm ihm die Worte. Der Prinz hob wieder an: „Du könntest mich retten? Eitles Wort! denn was mein Wunsch war, o das kennst Du nicht! Ich will sie nicht stehlen, nicht mit roher Hand rauben. Ihr Herz wollte ich, ihre Liebe."

Brockdorf erzählte, wie er mit Leonoren bekannt geworden, alles erzählte er. Der Prinz saß da, die Stirn in die Hand gestützt. Dann wurde er aufmerksam, dann warf er einen hellen Blick auf seinen Freund.

„Willst Du mich täuschen, Unmensch?" rief der Prinz aufspringend, da Brockdorf sagte, daß eine geheime Leidenschaft Leonoren verzehrte. Geduldig fuhr Brockdorf fort, wie er

in Rohrbach entdeckt hatte, daß Leonore des Prinzen Geliebte sey, wie sie leblos an seine Brust gesunken, da sie von ihm gehört, daß der Prinz das Opfer seiner gewaltigen Liebe werden müsse. „O mein Prinz," setzte er hinzu — „ich zweifle nicht, Sie sind geliebt, wie je ein Mann geliebt wurde!"

Der Prinz erröthete; aber er antwortete keine Sylbe. Er sah stumm vor sich nieder. Da warf sich Brockdorf auf einmal in seine Arme, und rief: „Was ich thun muß, auch wenn Ihre Verbindung mit Leonoren nicht möglich wäre, das fühlen Sie so gut als ich. Denn ich will des Mädchens Hand nicht, ich will sie nicht stehlen, nicht mit roher Hand sie rauben. Ihr Herz wollte ich, wie Sie. Das Geschick gab Ihnen des Mädchens Herz, und ich? — Verzeihen Sie dem Schmerze eines ach zu schön getäuschten Herzens!"

Der Prinz schwieg. „Ich kann nicht glücklich werden," sagte Brockdorf; „aber

ich kann glücklich machen, und zwei Herzen, die das Glück des Lebens so sehr verdienen."

„Fühlst Du auch, was ich muß, Brockdorf? Laß uns enden! Kein Wort mehr!"

„Sie müssen mehr. Sie müssen nicht das Mädchen zu dem Opfer einer falschen Großmuth machen. Leonore liebt Sie, und jeder Mann entscheide zwischen mir und Ihnen. Ich rufe den Fürsten und Schlagborn."

„Nein," rief der Prinz — „was wir zu thun haben, schlichte die Freundschaft. Ich bitte Dich, erzähle noch einmal!"

Brockdorf erzählte ausführlich, und dann fragte er: „Was würden Sie thun, wären Sie an meiner Stelle?"

„Ohne Zweifel, was Du thust, Brockdorf! Aber jetzt bitte ich Dich bei unsrer Freundschaft: was würdest Du thun an meiner Stelle?"

„Ich würde erfahren, ob das Mädchen mich liebte. Ich würde mit Brockdorf gehen, das Mädchen sehen. Ihr

Herz wird dann reden, oder ihr Schmerz, und wir alle würden glücklich werden."

Da fiel der Prinz in seine Arme. Der Fürst wurde gerufen. Brockdorf erzählte. Der Fürst gab mit hoher Rührung seine Einwilligung in die Verbindung seines Bruders mit Leonoren. Der Prinz fuhr mit Brockdorf auf sein Gut. Leonore wußte von nichts. Ihr Hochzeitstag war angesetzt. Sie war fest entschlossen zu jedem Opfer. Sie nicht allein, auch der Prinz, auch Brockdorf.

Da kam Brockdorf zu Leonoren, den Prinzen an seiner Seite. Sie fanden Leonoren im Garten. Sie sah auf, sie erkannte ihn, und sie griff, schwach und immer mehr erblassend, nach einer Stütze, sich zu halten. Vergebens! Sie schwankte, und erwachte in des Prinzen Armen, die sie aufgefangen hatten.

„Eine Schwäche, gnädigster Herr!" hob sie entschuldigend an — „die nicht selten kommt, wenn ich überrascht werde." Sie machte sich los, und reichte Brock-

dorfen die Hand. Der Prinz warf einen fragenden Blick auf seinen Freund, und ging dann tiefer in den Garten.

Leonore zitterte. Sie konnte nicht einmal den Blick, den irren Blick, auf den Verlobten fest halten; so war sie ihrer Schuld sich bewußt. „Sie kannten den Prinzen schon, Leonore, und das konnte mir meine Freundin verschweigen?" sagte Brockdorf ruhig.

Sie sah ihn starr an, wieder erblassend; aber sie antwortete nicht.

„Ihr Vertrauen habe ich verdient, Leonore! O versagen Sie mir es nicht!"

„Brockdorf," sagte sie ängstlich — „warum nennen Sie mich nicht, wie sonst, Du? Ihre Verlobte bin ich ja! O gewiß!"

„Zu Rohrbach war es, theure Leonore, wo der Prinz seine edle Geliebte kennen lernte."

„O meine Mutter! meine Mutter!" rief Leonore — „ruhte ich an Deiner Seite!"

„Sie sind unschuldig, Leonore, und — und glücklich! glücklich, o ganz glücklich!"

„Ich bin Ihre Verlobte, Brockdorf!" rief Leonore stark, aber mit irren Blicken.

„Von jetzt an nicht mehr. Dazu, dazu habe ich Sie zu zärtlich geliebt, meine Leonore! Lassen Sie uns zu dem Manne gehen, dem dieses schöne Herz, dem diese Hand gehört."

„Jetzt? nein! o nein! jetzt nicht! ja! ich kannte — ja! aber jetzt nicht! Führen Sie mich ins Haus!"

Brockdorf führte sie zurück, übergab sie ihrem Mädchen, und ging mit dem Prinzen zurück. Er erhielt den Abend einen Brief von Leonoren, der alles enthielt, was die Unschuld Rührendes sagen kann. Nicht ein Wort von dem Prinzen. Brockdorf gab dem Prinzen den Brief. Er las ihn finster. „Du hattest Dich geirrt, Brockdorf!" sagte er — „und es ist gut so!" Brockdorf lächelte.

Er antwortete Leonoren, und zeigte dem Prinzen seine Antwort. Der Brief enthielt fast nichts, als das Gespräch, das er einst mit Leonoren über die Geliebte des Prinzen geführt hatte. Er berief sich auf ihre eigene Entscheidung in diesem Gespräche. Er bat sie, ruhig zu seyn, und ihm in drei Tagen eine Unterredung mit ihr zu erlauben.

Der Prinz nahm keinen Theil mehr. Nach drei Tagen sah Brockdorf Leonoren. Sie kam ihm gefaßt entgegen. Sie gestand, daß sie den Prinzen liebte, und daß sie freilich die Verbindung mit Brockdorf jetzt aufgeben müsse. „Aber Brockdorf, Sie sind von jetzt an der letzte Mann, vor dessen Auge ich getreten bin!"

„So soll er sterben, und Leonore will es seyn, die dem edlen Manne das Herz zerdrückt?'

„So soll die Liebe, die, glauben Sie mir, bis jetzt mein Stolz war, mich erniedrigen? Brockdorf, das verlangt kein edler Mann!"

Brockdorf redete mit Kraft. Er mahlte ihr des Prinzen Leiden, ihr Glück in seinen Armen, selbst den Wunsch des Fürsten, sagte er ihr. Er löste ihr Herz auf in Mitleiden, Liebe und Verlangen, und mit einem Erröthen, das aus der Seele kam, willigte sie ein, des Prinzen Gemahlin zu seyn; aber auf Bedingungen, die ihre Liebe nur in ihren eigenen Augen rechtfertigen konnten. Sie wollte nie den Titel der Gemahlin des Prinzen führen; nie am Hofe leben, sondern in einer verborgenen Einsamkeit unter dem Namen ihres Vaters, der hier keine Verwandten hatte.

Da erschien der Prinz, zweifelnd an Leonorens Liebe; ihre Bedingungen hatten ihn noch mißtrauischer gemacht. Aber da sie ihm entgegen trat, er ihr Auge sah, ihr Auge voll Liebe, das sie vergebens zu verbergen suchte; da er eine Stunde mit ihr allein gewesen war, und ihre unschuldige Seele, überwältigt von seiner Liebe, sich ihm ganz öffnete: da war er der glücklichste Mann der Erde.

Der Fürst, der sie kennen lernte, drang im jugendlichen Enthusiasmus und in der schönen Liebe zu dem glücklichen Bruder, und in dem Erkennen ihrer edlen Seele darauf, sie sollte den Rang ihres künftigen Gemahls annehmen.

Sie schlug es fest ab. Sie verkaufte das Gütchen ihrer Mutter, unter dem Vorwande, sie wollte in das Vaterland ihres Vaters zurück. Sie reiste ab. Sie wurde auf einem Lustschlosse des Fürsten mit dem Prinzen kopulirt. Dann zog sie auf ein Gut der Mutter des Prinzen, die in das Geheimniß gezogen war, und die hier einsam lebte, als Frau von Dassen. Hier war sie weit genug von der Gegend entfernt, wo sie gelebt hatte, um unbekannt zu bleiben, selbst mit ihrem Namen, da man sie beständig Frau Majorin nannte.

Sie wurde heimlich Mutter von zwei Kindern. Ihr Sohn wurde, da er ein Knabe war, dem Magister zur Erziehung übergeben; ihre Tochter Viktorie wurde von einer Predigerwittwe als Tochter un-

ter ihren Augen erzogen. Niemand ahnte ihr Verhältniß, so sehr man auch durch den beständigen Aufenthalt des Prinzen Wilhelm bei seiner Mutter aufmerksam auf sie wurde. Ihre Bescheidenheit, ihre Demuth bewahrte das Geheimniß, und verschloß es jedem forschenden Blicke.

Wie hätte die Geliebte oder gar die Gemahlin des Prinzen, die bei dem Fürsten alles galt, so demüthig bleiben können? So verschwand ihr Andenken ganz aus den Augen des Hofes und der Welt. Ihre Vertraute war Brockdorfs Schwester, die Aebtissin. Die war Zeugin ihrer stillen verborgenen Seligkeit, und die Zeugin ihres unendlichen Schmerzes, da der Prinz starb.

Jetzt wollte der Fürst, der untröstlich war, und seinen Bruder in seiner Gemahlin ehren wollte, sie und ihre Kinder anerkennen. Sie beschwor ihn, sie der Trauer um den geliebten Mann nicht zu entziehen. Aber das konnte sie nicht, was sie foderte, daß ihre Kinder ihren Namen tragen sollten. Der Fürst gab ihnen den

Namen Walensee, den er selbst trug, so oft er inkognito reiste, und die ganze reiche Erbschaft ihres Vaters. Die Mutter, die den Sohn kannte, hatte sich Eberhards volle Freiheit ausbedungen, und daß er nie an den Hof gezogen werden sollte.

Der Fürst hatte es bewilligt, und der Sohn, von der Hand des Schicksals geleitet, hatte die Verbindung geschlossen, die seine Mutter, ach! gewünscht, aber nie gehofft hatte.

„Sie war glücklich, die edle Frau!"

„Und Du warst glücklich, lieber General?" fragte Schlagborn nach der Erzählung in Sophiens Gegenwart den General, mit einem halben Triumphe auf seinem Gesichte.

„So glücklich als Du selbst, da Du Leopoldinen aufgabst," antwortete mürrisch der General, den die Erzählung wieder in die Jugendempfindung zurückgetragen hatte. Sophie lächelte.

„Du wurdest glücklich," fragte Schlagborn — „wie ich glücklich wurde?"

„Hm! ja! Wie glücklich aber ich hätte seyn können, weiß ich nicht!"

„Sehen Sie, Sophie, das sagt ein Mann, der, wie Sie hörten, unendlich liebte. Oder liebt ein Mädchenherz noch stärker als unendlich? Und so werden Sie erlauben, daß ich versuche, ob Leopoldine glücklich werden kann, wie ich, wie der General es wurden."

„Leopoldinens Mutter wurde nicht glücklich, Herr von Schlagborn!" Er sah sie finster an; aber er nahm dennoch Papier und schrieb ein paar Worte an den Grafen Schlagborn, der heute in Dammhof eintreffen sollte, hierher zu dem Grafen Walensee zu kommen, wo er ihn und Leopoldinen treffen würde.

Er sagte es Sophien. Sophie lächelte, verbeugte sich und sagte: „Sie schmieden mein Eisen, nicht Ihres."

Das Billet ging durch einen reitenden Boten ab, und die Gesellschaft zerstreute sich in mehrere Theile.

Schlagborn hatte mit dem alten Doctor geredet. Er hatte ihm entdeckt, daß er Leopoldinen adoptiren wollte, um Wort zu halten. Der Doctor machte Einwendungen, die aber Schlagborn zurückwieß. Der Doktor war in der Enge; denn freilich konnte er nicht läugnen, daß die Dammhofer glücklich bleiben würden, wenn seine Leopoldine als Frau von Dammhof dabliebe. Leopoldine hatte längst ja gesagt. Sie wiederholte es dem Herrn von Schlagborn mit klopfendem Herzen, und sagte es ihrem Großvater mit verstellter Heiterkeit.

Der Doktor wendete sich mit seinem ängstlichen Gesicht an die Prophetin. Sophie sagte lächelnd: „Lassen Sie doch Gott walten, liebster Doktor! Gott und die Liebe und Schlagborns edles Herz werden sich nicht verläugnen! Lassen Sie den Grafen Schlagborn kommen! Ich sage Ihnen Glück zuvor! Glück, nichts als Glück!“

Der Alte wurde ruhig; er setzte sein Rohr in die Ecke und steckte seine Manschetten unter die Aermel.

„Ha, schöne Prophetin!“ sagte der General zu Sophien, da sie mit ihm und Schlagborn im Garten allein war — „da ist außer Leopoldinens Gesicht, das aussieht, wie ein Seufzer, noch ein Gesichtchen, Viktoriens, dessen Augen immer in den Wolken hangen, als wolle sie um Hülfe vom Himmel beten. Wissen Sie nicht — doch nein, Sie sehen ja Mutter und Tochter hier zum erstenmale!“

„Wohl zum erstenmale; aber doch weiß ich, daß diese Viktorie —“

Der General sah Schlagborn groß an. „Ich habe die Mutter gefragt. Sie schweigt mit Unheil verkündenden Seufzern. Sie wüßten, Sophie —“

„Wenn Sie schweigen wollen: so weiß ich, es ist gerade die stille Jammergeschichte der Mutter. Viktorie liebt, liebt mit stummem Herzen, und das Herz wird brechen, was auch Herr von Schlag-

born gegen eine solche Liebe sagen mag, die Herzen bricht."

„Läßt sich nicht helfen, Sophie?" fragte eifrig der General; „denn des Mädchens blasser, sanfter, stummer Kummer bewegt mir das innerste Herz. Weiß die Mutter denn?"

„Nichts, als den Gram der Tochter. Sie kennt den nicht, der den Gram verschuldet, nicht Viktorie."

„Sie aber, die alles weiß, Sie kennen ihn?" fragte Schlagborn.

„Ja, er ist ein edler, harter Mann, der —"

„Der aber zu bereden seyn wird, wenn er erfährt, was Viktorie ist, wie nahe sie den Fürsten angeht. Ich habe dem General versprochen, sogar mein Ansehen bei dem Fürsten zu verwenden für Viktorien."

„Ich zweifle, daß das helfen wird. Der Mann ist zu hart."

„Wer ist der Mann?" fragte Schlagborn, und faßte des Generals Hand.

„Der Mann heißt Schlagborn. Sie sind es, der des Mädchens Gram verschuldet hat.“

Schlagborn verlor hier seine Ruhe. „Wie so? muß ich fragen.“

„Ich darf nicht reden, Herr von Schlagborn! Ich nicht; aber Sie werden ohne Zweifel sehen, daß —“

„Bin ichs denn immer, muß ichs denn immer seyn, den Sie —“

„Ich? warum ich? Wenns nun Gott wäre, der tausend thränenvolle Augen an ihr Herz gelegt hat, um es zu erweichen? Und um dann der Freude reichste, seligste Fülle über Ihr Herz auszuschütten? Warum soll ichs denn seyn?“

„Ich beschwöre Sie, reden Sie, oder Sie werden mich zwingen, von Ihnen das Uebelste zu denken.“

„Das können Sie nicht. Ich könnte Sie zwingen, an Wunder zu glauben, wenn ich eitler wäre. Denn wie wenig fehlt mir, in Ihren Augen als eine Prophetin zu erscheinen? Wie viel stände mir zu Gebot? Ich ehre Sie, seit ich Sie

kenne, und Sie selbst sollen sich beweisen, daß es tugendhafte Herzen giebt. Sie selbst, Sich selbst! daß Theilnahme, Mitleiden, Liebe zu dem einzelnen Menschen die Tugenden sind, welche die Vorsehung von uns fodert, daß es Selbstsucht ist, über einen edlen Plan den Menschen zu vergessen."

„Und dennoch, dennoch!" rief Schlagborn hastig, und ging. Der General lag Sophien an, ihm die Geheimnisse mit Viktorien zu entdecken. Sophie verwies ihn auf den morgenden Tag; da würd' es Schlagborn entdecken. Der General staunte, Schlagborn noch mehr; aber er lachte und war entschlossen.

Der Graf Schlagborn kam. Er kam durch den Garten, eben da sein Oheim mit Sophien am Eingange des Gartens standen. Der Oheim faßte den Grafen ins Auge, ob er Sophien kennte, oder Sophie ihn. Sophie begrüßte ihn vollkommen als einen Fremden. Der Graf aber warf einen Blick auf sie, als hätte er sie gekannt.

„Du kennst diese Dame?"

„Mich dünkt," sagte der Graf — „ich hätte Sie in M** gesehen; und sind Sie es, Mamsell, die ich auf dem Theater sah: so — —" Er bückte sich tief.

„Nun denn so? Du wolltest noch etwas sagen, lieber Freund!"

„So finde ich Sie, liebster Oheim, in der Gesellschaft des alleredelsten Mädchens."

„Ich liebe die Superlativen nicht, Herr Graf! denn ohne Zweifel sind Sie der erwartete Graf Schlagborn! Was ich damals that, war nur eine einfache Nothwehre der Klugheit gegen einen keimenden, aber süßen Wunsch, dessen Erfüllung mich unglücklich gemacht hätte."

„Und — und —" setzte er freudig hinzu — „trügt mich nicht alles, die Gräfin Walensee ist todt, Sie hier, o so sind Sie —"

„Mit nichten! Eben Sophie hat dem Grafen seine Gemahlin wiedergegeben, dem General Brockdorf die Tochter, der Gräfin den verlornen Sohn. Du

weißt noch wenig von dieser schönen jungen Frau. Hast Du etwas verloren, wäre es im Mittelpunkte der Erde, oder im Grabe: sie giebt es Dir wieder."

„Nun, Herr Graf, auf diese Versicherung Ihres Oheims, haben Sie nicht einen großen, theuern Wunsch: ich kann ihn erfüllen." Der Graf wurde bestürzt, er sah schweigend Sophien an.

„Ich habe Dich hieher gebeten," fiel Schlagborn ein — „mein Sohn, um Deine Verbindung mit Leopoldinen zu erklären. Ihr Vater willigt ein. Du hast nichts dagegen? Sie sehen, Sophie, ich mache Sie zur Zeugin —"

„O fahren Sie fort, Herr von Schlagborn! Ich habe dennoch Recht!"

Noch bestürzter sah der Graf Sophien an; aber dann sagte er ernst: „Ich weiß nicht; aber Sie wissen, mein Vater, daß ich ja sage. Aber es scheint, mein Vater —"

„Was Dir scheint, ist nichts als ein Scherz. Laß uns hineingehen!"

„Dem eilenden Schicksal muthig entgegen!“ sagte Sophie, und sie gingen zusammen in den Saal, wo alle versammlet waren. Mit dem stolzesten Muthe von der Welt ging der Graf, fest entschlossen, sein Versprechen zu lösen, an seines Oheims Seite; Sophie, mit zweifelnder Erwartung der Szene, die nun folgen mußte, und mit dem Muthe, den ihr die Gewißheit gab, daß sie die Begebenheit auf allen Fall in ihrer Gewalt hatte.

Sie traten in den Saal, und ein kleines Zittern durchfuhr Viktorien und ihre Mutter, da sie den Grafen erblickten. Die Mutter flüsterte der Tochter ein paar Worte zu, und das Mädchen hob sich mit aller Anstrengung empor, um sich zu verneigen.

Der Graf erblickte Viktorien; eine schnelle Blässe schoß über sein Gesicht, und dann eine dunkle Röthe. Schlagborn stellte seinen Neffen Viktorien und der Mutter vor. „O Graf Schlagborn,“ sagte Leonore — „sehen wir uns endlich wieder? Viktorie, hier ist er wie-

der, Deines Lebens Retter!" Die Mutter erzählte, um der Tochter Zeit zu geben, sich zu fassen, in ein paar Worten die Begebenheit des brennenden Hauses, und der kurzen Bekanntschaft mit dem Grafen.

„Ich fürchte alles, Sophie," sagte Graf Walensee leise zu Sophien. Sophie lächelte und schwieg.

„Ich habe viel an Sie gedacht, Herr Graf," sagte Viktorie sanft. — „Jeden Morgen, wenn ich heiterer erwachte, da fiel mir der Morgen ein, da ich auch erwachte im Arm meiner Mutter, aus der Flamme von Ihnen gerettet. O ich wünschte nur Ihnen mit einem Lächeln danken zu können, und nun — nun kann ichs nur mit Thränen. O verzeihen Sie mir, meine Freude sollte groß seyn; aber — ich muß doch weinen!"

Der Graf stand stumm vor der Geliebten, zitternd. Er wendete sich dann an die Mutter mit ein paar Worten, ohne Zusammenhang. „Ich finde Viktorien blaß," sagte er endlich.

„Und doch ist sie — fast möchte ich sagen — glücklich.“

„O gewiß, Herr Graf!“ fiel Viktorie ein — „und jetzt, da ich Sie wiedersehe, endlich wiedersehe. O das war mein Traum, Herr Graf, mein schönster Wunsch, obgleich nur ein Traum, Sie noch einmal wiederzusehen, und nun — o bin ich denn nicht sehr glücklich? Nun ist es wahr, ich sehe Sie wieder! ich fasse die Hand noch einmal, an der das Blut herabrann. O sehen Sie, da ist ja noch ein kleines Denkmahl Ihrer Großmuth, die Narbe! Und nun, nun will ich Ihnen sagen, was Sie uns sagten: leben Sie wohl!“

Sie legte die Hand an die Stirn, und wollte wirklich gehen; aber sie war zu matt dazu.

Da aber, überwältigt von Liebe, Schmerz und Verzweiflung, sank der Graf zu ihren Füßen, und rief, ihre Hand an seine kalte Stirn drückend: „O Viktorie! der unglücklichste Mann liegt zu Ihren Füßen.“ Mit diesen Worten

sprang er auf, wendete sich kalt an seinen Oheim: „Nun, mein Oheim, ich bin bereit.“ Er heftete sein starres Auge auf seines. Keine Thräne war im Auge; steinern und gläsern stand es im zuckenden Kreise.

„O unglückliche Zusammenkunft!“ rief die Mutter, ihre Tochter am Busen fest haltend — „sie stirbt mir jetzt!“

Da flog der Graf Schlagborn herzu. „Sie stirbt! Auch ich! Und die Hand des Todes will ich anbeten, die mich in ihrem Arm sterben läßt!“ Er nahm sie mit wilder Stärke an seine Brust. „O Verhängniß!“ rief er, und sanft legte er die Geliebte in den Arm der Mutter nieder, und wendete das bleiche, steinerne Gesicht über die Schulter rückwärts.

„Was ist das alles?“ fragte jetzt Schlagborn, eilig hinzu tretend.

„Er rettete sie,“ rief Walensee — „er rettete meine Schwester, er liebte sie, sie ihn. Er hatte Ihnen sein Wort gegeben, das Mädchen zu heirathen, das Sie ihm bestimmten. Verzweifelnd hielt

er Wort! Und hätten Sie ihn hierher nicht kommen lassen, wovon ich nichts wußte —"

„So wären Sie nicht glücklich geworden," sagte Schlagborn sanfter. — Ich war sein Vater, sein Tyrann nicht! O mein Sohn! mein Sohn!"

Da sank Graf Schlagborn an des Oheims Brust, und nun hörte er die frohen Worte von des Oheims Lippen: „Sie ist Dein! sie ist Dein! Nimm sie, und sey glücklicher, als Dein Vater, der hier seinen letzten Wunsch hingiebt! Sie ist Dein!"

Und wie des Himmels segenreiche Gnadenstimme tönte es in alle Ohren das Wort: „Sie ist Dein!" Auch die Mutter rief der Tochter zu: „Er liebt Dich ja, Viktorie! Er ist ja Dein! Er will ja nie wieder von Dir scheiden! Sieh ihn doch an!"

Viktorie wendete sanft das Haupt um, und sie sah ihn, wie er die zitternden Arme ihr entgegen breitete, wie er jauchzend sagte: „O schöne Stunde des Ver-

hängnisses! O Viktorie! meine Viktorie! so ist der heiligste, der einzige Wunsch meines Lebens erfüllt!“

„Welcher?“ fragte sie zweifelnd mit süßbeklemmtem Herzen.

„Dir meine Liebe zu sagen, von Dir zu hören, daß Du mein bist!“

„O ists kein Traum?“ rief sie — „wie wars denn? O warum mußte er so lange schweigen? Wer gab ihn mir?“

Der Graf führte sie in die Arme seines Oheims, und nun kämpfte der Menschenhaß zum letzten Male im Herzen Schlagborns mit den süßesten Thränen in den sanfteren Blicken. Und der Doktor warf die Arme um ihn, und küßte eine Thräne von seiner Wange, und Schlagborn rief: „Guter Gott! bin ich dennoch glücklich?“

Da riß die Freude an allen Herzen, und Sophiens Lippen drückten sich fest auf Schlagborns Hand. Er sah sie an. „Das alles wußten Sie! Hier weiß ich nicht, wie Sie es möglich mach-

ten, uns alle zu Sklaven Ihres Schauspiels zu machen!"

„Das wußte ich nicht, Herr von Schlagborn! Das erfuhr ich viel später. Das hoffte ich nicht; aber da Sie Ihren Neffen hierher holen ließen, da schmiedeten Sie selbst mein Eisen. Ich hoffte dann

„Und nun?" sagte er lächelnd — „muß ich noch etwas thun? denn wie ich sehe, ist freilich mein Plan dahin, der doch eben so schön war, als alle die Thränen der Freude, die ich rings an allen Augen hangen sehe. Ich wollte, Walther wäre hier, für den Sie so geschäftig sind, um dem allen ein Ende zu machen, und zu erfahren, ob Sie mir Wort halten werden."

„Ich halte Wort, Herr von Schlagborn!" Sie sagte das so kühn, daß zum zweiten Male eine Hoffnung in seinem Herzen emporsteigen wollte. „Wissen Sie," fragte er finster, sie in ein Nebenzimmer ziehend — „wissen Sie, was Sie versprachen? Wissen Sie — Ein Schlagborn sollte der Erbe meiner

Güter seyn. O Himmel!“ rief er — „was stehe ich hier, und bin der Thor eines Mädchens und einer Unmöglichkeit! Hätte ich einen Sohn, er würde hier zu meinen Füßen liegen —“

„Den Sie kalt in die Welt gehen ließen, der von allen Menschen Liebe, Verzeihung fodern dürfte, nur von Ihnen nicht; den Sie zu einem harten Opfer falscher Grundsätze machten, dessen Vater, dessen Herr Sie nicht einmal seyn wollten!“

„Sie sind hart, Sophie! Ich bin bestraft!“

„Das sind Ihre eigenen Werke. Sie haßten die Menschen, weil Einer Sie beleidigt hatte. Sie glaubten an keine Tugend, und tugendhafte Herzen umringten Sie, und brachten alle Opfer, welche die reinste Tugend fodert. Sie glaubten an keine Liebe, und um Ihnen her schlugen ängstlich Herzen, die liebten; an keine Freundschaft, und Walensee gab Schlagborn sein Glück, seine Hoffnung. Sie glaubten an keine Vorsehung Gottes, und Sie, Sie eben waren um-

ringt von Beispielen der vergeltenden, der rettenden Vorsehung!"

„Bin ich denn glücklich?" fragte er ernst.

„Waren Sie es nicht eben bei dem Anblicke glücklicher Menschen? Sind Sie es nicht jetzt, jetzt, da Leopoldine mit der Farbe der Freude auf dem Gesichte, was Sie bleich gemacht hatten, sich Ihnen nähert? Komm, Leopoldine, komm! Sag es dem Herrn von Schlagborn, wie glücklich Dich diese Stunde gemacht hat!"

Leopoldine trat mit niedergeschlagenen Augen einen Schritt näher. „Ja, ich bin unbeschreiblich glücklich, mein Vater!" sagte sie sehr leise — „wenn Sie es nur wären."

„Ich bin es, Leopoldine, wenn Ihr glücklich seyd!"

Da hob sie das funkelnde Auge empor, das Auge voll von den Strahlen der Freude, der Liebe, des Glücks, die sie ihm nicht zu zeigen gewagt hatte. „Wie ist Dir, mein Kind?" fragte er.

„O nun wieder, Sophie, als an dem Tage, da ich Walthers Briefe gelesen hatte! Mich umringen heilige Gestalten, alle Engel des Himmels, und senken in meine Seele, ach aufs Neue, den Wunsch und das Gefühl der Ewigkeit. Ich ruhe ja jetzt wieder in seiner Seele, und er, Walther, in meiner."

Mit den Worten legte sie selig das Haupt an Schlagborns Busen, und umfaßte Sophien, welche die Prophetin ihres Glücks gewesen war. „Sind Sie nun glücklich?" fragte Sophie ihn. Er gestand es.

„So lassen Sie uns reisen, Herr von Schlagborn, einer noch schönern Stunde entgegen; denn der Kutscher, der Ihren Neffen gefahren, nannte den Namen Walther, der in Dammhof angekommen wäre.

Die Vereinigung.

Sie reisten nach Dammhof. Walther kam ihnen entgegen. Er fiel mit Heftigkeit in Schlagborns Arme; aber Leopoldinen grüßte er ruhig. Sophien kannte er nicht; denn sie hatte den Staubschleier herab geschlagen. Leopoldine legte erröthend ihr Gesicht an Schlagborns Brust; aber in ihrem Herzen bewegte sich nur das Entzücken der seligen Minute.

„Hast Du mir Wort gehalten, Walther?" fragte Schlagborn.

„Ja," sagte Walther fest, und wendete das trübe Auge auf Schlagborn.

„So nimm meine Tochter Leopoldine und sey mein Sohn!" Walther staunte sie alle an, der Doktor nahm ihn zuerst an seine Brust. „O mein Sohn, mein Sohn!" rief er weinend — „wie glücklich werden wir alle! Sie ist Dein! Leopoldine ist Dein! mache sie glück-

lich! Und dort der Prophetin bist Du Dein Glück schuldig."

„Ihnen? Ihnen?" fragte Walther erstaunt, und Sophie schlug den Schleier zurück. „Ja, Walther, mir! Mir! Ich bin Sophie, die Sie retteten. Mein Leben war Ihnen geweiht, meine Liebe nicht. Sie gaben mir Ihr Leben, ich gebe Ihnen Leopoldine."

Da hob Leopoldine die glühende Wange mit dem niedergeschlagenen Auge empor und streckte ihm die halb erhobenen Arme entgegen. O selige Minute, da Walther aus den Armen der Liebe in die Arme der Freundschaft fiel! Sophie erklärte nun, wie sie für seine Liebe, für sein Glück geschäftig gewesen.

„Also Sie sind, Sie Sophie, sind die Signora Valetti, der meine Eltern das Glück ihres Lebens verdanken?"

„Das bin ich, Walther, Ihre Sophie, Ihr Geschöpf O wie viel thaten Sie für mich, wie wenig ich für Sie!"

„Nein," rief Schlagborn — „es giebt tugendhafte Herzen, gütiger Gott!"

„Aber vergessen Sie nicht, Herr von Schlagborn, Menschen, nicht Engel, die das Ideal der Tugend erkennen, aber nicht sind. Verzeihung ist die schönste, menschliche Tugend, damit uns Gott verzeihe."

„O mir verzeihe er, mir, daß ich zweifeln konnte, und dieser tugendhafte Greis stand an meiner Seite! Aber nun schnell! schnell! Alter, laß den Pfarrer kommen; denn wir stehen nur noch einen Schritt vom Grabe. Ich will die letzten Minuten meines Lebens mit den Rosen des häuslichen Glücks kränzen. Wir wollen glücklich seyn! Macht Anstalt zum Fest der Vereinigung."

Da blieben die Liebenden allein, und Leopoldine führte Walthern auf die Insel der Seligen, wo zuerst die Liebe empor blühete. Hier erst fand ihre Unschuld das Geständniß der treuesten Liebe. Sie waren glücklich.

Der Prediger kam, und er fand wieder das junge Paar in einer noch zärtlichern Stellung. Wieder sagte er: und die Braut drückte den Mann an ihren duftenden Busen. „Hier stehts heute, nicht in Homer! Nicht wahr, Poldinchen?“ Er legte ihre Hände zusammen, und die Dammhofer heiligten mit Dankgebeten die schöne Stunde.

„Leopoldine, unsre Mutter!“ riefen die Bauern und sahen wünschend auf Schlagborn.

„Eure Mutter, und bin ich todt, Kinder,“ rief Schlagborn — „die Besitzerin von Dammhof! Das soll mir und Euch der Fürst bestätigen.“ Da stieg das frohe Jauchzen der tausend Stimmen dankend gen Himmel.

„Ich fahre sogleich in die Residenz zum Fürsten!“ rief Schlagborn bewegt.

„Halt,“ sagte Sophie — „erst fahren Sie mit mir, Herr von Schlagborn, und dann wohin Sie wollen.“

„Sie sollen mich nicht mehr abhalten, Sophie!"

„Wer will das? Ich nicht. Nur bitte ich Sie, für meine Geschäftigkeit mit mir zu reisen. Walther muß seine Eltern, seine Eltern müssen Leopoldinen sehen. Und dann, dann ziehe ich meine Hand ab."

Erwartend sah Schlagborn Sophien an. „Ihre Prophezeihung, Sophie?"

„Wird dennoch erfüllt, glauben Sie mir!"

Ein paar Tage blieb man in Dammhof. Sophie schrieb an die Gräfin Walensee, und vertraute ihr alles, auch den Wunsch der Versöhnung des Fürsten mit Schlagborn. Dann fuhren sie alle zu Trapps.

Die Wagen hielten vor Tanzmeisters Hause. Sophie, die Treppen hinauf, vor Freude wie besessen! Sie umarmte den Nachbar, knieete vor der Mutter, tanzte mit dem Tanzmeister. „Nun, die hat wieder frohe Nachrichten zu bringen!"

„Die frohesten von der Welt! Walthern bringe ich, Nachbar, und seine junge geliebte Frau, die ich ihm geschafft habe. Hören Sie denn nicht ihre Schritte schon auf der Treppe?“

Da stürzten sie hinaus, mit dem Geschrei: „Walther! Walther!“ und der Sohn kniete zuerst vor der glücklichen Mutter; der Vater fragte ihn, um sich von der erweichenden Freude zu befreien: „Walther, hast Du meinen Wunsch erfüllt? Ist die Ehre Deine Führerin gewesen?“

„O mein redlicher Vater, das war sie!“ rief der Sohn.

„Nun so sey mir willkommen, und damit gut!“ Aber die heldenmäßige Stellung wollte nichts helfen; dem armen Tanzmeister zerschmolz die Seele immer mehr. Er schluchzte wie ein Weib, und zürnte mit allen andern über das tolle Weinen bei der Freude. „Aber seht Ihr,“ rief er auf einmal, sich von seinem Schluchzen

los machend — „sagte ich nicht: laßt die Signora schwören? Seht Ihr, ist sie nicht des Verhängnisses alte Parze, Nachbar? ist sie nicht die Pythische Prophetin? ist sie nicht die wahre Elfenkönigin? O Walther, Sohn, ohne die Signora Valetti wären wir verhungert, und der Nachbar dazu! Daß da Deine Mutter lächelt und blüht wie eine Johanniskrone, daß ich auf meiner Kremoneser unsere Freudenlieder spiele: das alles hast Du da der Fee zu danken, die alles weiß, alles kann. Nun Gott segne Sie, Signora! Johannis ist vor der Thür, und Sie versprachen, am Johannistage sollten wir alle glücklich seyn. Sie haben Wort gehalten. Wir haben Walthern wieder, und nun sagen Sie endlich, wer Sie sind?"

„Walther kennt mich," rief sie, umher von einem zum andern fliegend — „und der Johannistag ist nahe, dann werden wir alle glücklich seyn."

„Auch meine arme Marie?“ fragte die Mutter sehnsüchtig — „auch ihr Mann, der jetzt gar nicht glücklich ist?“

„Eben die. Sie sollen glücklich seyn. Wir alle! alle!“

Schlagborn sah dem frohen Schauspiel zu. Auch hier, sah er, war Sophie die frohe Prophetin. Er faßte Sophiens Hand. „Am Johannistage,“ sagte Sophie — „auch Sie! Sie sollen glücklich seyn.“ Hier stellte sie dem Tanzmeister den Herrn von Schlagborn und den Doktor vor. Leopoldine lag schon an dem glücklichen Herzen der Mutter, die aber doch dem Sohne die Frage leise zulispelte: „Was bist Du denn eigentlich, Walther? wovon lebst Du?“

Sophie hörte die Frage, und sie rief: „Er ist der Erbe des Herrn von Schlagborn, des reichsten Edelmanns im Lande.“

Die Mutter hob den dankenden Blick gen Himmel. „Erbe?" rief der Tanzmeister. — „Das ist wohl gut, Walther; aber ein ehrlicher Mann erbt nicht. Er arbeitet, um zu leben. Ich werde alt, und Du kannst einen Theil meiner Kunden bekommrn. Ich hoffe, Du hast das Tanzen nicht ganz unterlassen, oder hangen Dir die Bücher am Herzen: so kann der Nachbar Dich unterbringen. Erben? Erben? das taugt nicht."

Der Herr von Schlagborn hatte alle Mühe, den Tanzmeister zu beruhigen, und Sophie sagte lächelnd: „Nicht wahr, das sind auch Menschen, deren wir uns nicht schämen dürfen!"

Nun aber flog Sophie zu Hause, in die Vorstadt, überall hin, wo sie frohe Gesichter machen konnte; und die Reise zu Marien wurde beschlossen. Schlagborn ward unruhig. „Aber der Johannistag, Sophie?" sagte er: Ich fange an, Ihnen zu glauben."

„Der Bruder will die Schwester sehen, und den Schwager, und der Schwester blühende Kinder, und dort giebts ja auch einen Johannistag! Sie müssen Geduld haben."

Sie reisten nach Hohendorf ab. Auf der Mühle vor Hohendorf stiegen sie aus. Hier hörten sie schon das Lob der Schlosserschen Familie, welche wohlthätige Veränderungen Schlosser, ohne Herr hier zu seyn, nur durch sein Beispiel, in dem Glück und in den Sitten des Landvolks hervorgebracht hatte, daß Marie mit ihrer Güte, mit ihrer Menschlichkeit die Mutter aller Kinder, und so der Schutzgeist aller häuslichen Tugenden hier war.

Sophie führte Schlagborn den weitesten Weg durch die Flur, die überall die Spuren einer höchst verständigen Wirthschaft trug. Die Landleute auf dem Felde näherten sich, und empfingen Mariens Eltern mit einer einfachen, herzlichen

Freude. „Das war sonst hier nicht so!“ sagte ein alter Bauer zu Schlagborn — „aber Herr Schlosser hat uns gelehrt, erst glückliche, dann gute Menschen zu seyn.“

„Ich kann es kaum erwarten, ihn zu sehen!“ sagte Schlagborn mit einem süßen Schauer zu Sophien, die, wie von einer großen Idee begeistert, Schlagborn's Hände drückte, um ihn her tanzte, und dann wieder still und weinend in tiefen Gedanken um ihn her schlich. „Sophie! Sophie!“ sagte er — „mein Herz ist voll Geisterschauer!“

Sie sah ihn lächelnd an, und so kamen sie an Schlossers Haus, wo auf dem Rasenplatz vor dem Hause die drei Kinder Schlossers in seliger Unschuld spielten. Die Kinder hingen in den Armen ihrer Großeltern, dann in Walthers Armen. Marie war mit dem Vater ins Feld gegangen, erzählten die Kinder.

Da nahm Schlagborn den Sohn Mariens vom Boden auf, und betrach-

tete ihn lang, und immer mehr röthete sich seine Wange, und immer mehr funkelte sein Auge. „Sophie," sagte er leise — „Sie sagten, er hätte nichts hinterlassen. Der Knabe ist sein Bild. O ich bitte Sie, Sophie — das ist der Sohn des geliebten Todten."

„Der Vater der Kinder lebt!" rief Sophie, und stürzte an Schlagborns Brust, und Schlagborn rief: „Er ist mein Sohn! er lebt! wo ist er? wo?"

„Er lebt! er lebt!" rief Sophie — „ich habe Ihnen Wort gehalten, und nun meinen Lohn: Sie sollen verzeihen!"

„Er soll mir verzeihen, Sophie; denn meine Härte, meine Kälte" — bei diesem Worte stand Gottfried zitternd vor dem alten Herrn. „Gottfried!" rief Schlagborn — „er lebt! Dein Herr lebt? mein Sohn lebt? O konntest Du so lange schweigen?"

„Ich konnte nicht mehr, Ihr Gnaden! Aber ach! Sie liebten ja Ihren edlen Sohn nicht, und hier fand er Liebe!"

Schlagborn bedeckte sein Auge. Der einfache Vorwurf des Bedienten schlug auf sein Herz. „Wo ist er?“ fragte er leise.

Da kam Schlosser am Arme Mariens. Sie sahen ihre Eltern, und eilten. Da nahm Schlagborn die Hand vom Auge, und Schlosser erkannte den Vater. Der Vater umfaßte Marien. „Marie, theure, geliebteste Tochter,“ sagte er ernst — „gieb mir die Liebe meines Sohnes wieder!“ Er streckte die Arme nach ihm aus, und Vater und Sohn hielten sich umarmt. Dann gingen sie beide in die Allee, und mit Freude glänzenden Augen kehrten sie zurück. Schlagborn nahm Marien an seine Brust, und nannte sie tausendmal Tochter.

„Woher wußten Sie denn, mein gütiger Vater, daß —“

Sie zeigten auf Sophien.

„Und Sie, Signora?“ fragte Schlosser lächelnd.

„Ich, Signor,“ antwortete sie lächelnd — „ich habe Ihr Geheimniß von Ihnen selbst. Und Sie wissen, daß ichs nicht leiden kann, wenn ein Geheimniß auf der Zukunft einer Familie liegt. So ging ich und versöhnte den Vater und den Sohn. Und nun mein Geheimniß; denn zwischen uns muß nichts Dunkeles bleiben. Ich bin Sophie, die Sie und Walther retteten.“

Da stieg die Freude immer mehr, und Sophie erzählte nun, wie die Liebe zu Walther ihr die Stärke gegeben, ihm ihr ganzes Leben zu weihen; wie der Zufall, oder — „Gott!“ sagte Schlagborn — ihr geholfen, alles ins Gleiche zu bringen, und alle umringten Sophien und dankten ihr mit hoher Liebe.

Da kamen auf einmal: Schlagborns alter Freund, der Fürst, Leonore und ihre Familie in die Gartenthür. Sie traten alle zurück. „Schlagborn!“ sagte der Fürst, und Schlag-

born ging dem Fürsten entgegen. Sie gingen beide in den fernsten Theil des Gartens, und blieben lange.

Sie kamen zurück mit gerührten Blicken, aber mit Blicken voll Liebe. „Ihr Wunsch, mein lieber Doktor," sagte der Fürst zu dem Greise, der nur lächelnd, wie ein Engel, der unsichtbar die glücklichen Menschen umschwebt, *alles angesehen* hatte — „ist erfüllt. Schlagborn ist wieder mein Freund, und wieder der Vater meiner Unterthanen."

„Werde ich noch die Kraft haben?" sagte Schlagborn.

„O Gott! der Glückliche, mein Sohn, hat die Kraft zu allem Guten! O das hat Dir gefehlt! Geh mit Gott! Dein Sohn geht mit uns!"

Der Fürst lächelte freundlich umher. „Ich bin hier, denk ich, in dem edelsten Kreise von Menschen. Ich kenne Sie alle.

Welches, ist die Prophetin?“ Er sah Sophien freundlich an. „Und das ist die Mutter, die edle Mutter, die den zwei guten Menschen das Leben gab?“ Die Tanzmeisterin verbeugte sich, und die mütterliche Freude wurde zur Seligkeit, da der Fürst ihrer Tochter Stirn küßte, und mit Walthern — der stolz vor dem Fürsten stand, so daß der Tanzmeister dem Nachbar sagte: „Sehen Sie, kann Apoll majestätischer da stehen, als Walther?“ — so freundlich redete!

Da fuhr der Fürst allein zurück, und nun kehrten die Glücklichen alle vor das Haus, aus dem die schönste Johanniskrone heraushing; und unter dieser Johanniskrone, und unter den kleinern der Kinder, feierten sie alle den ersten Tag eines langen ungestörten Glücks.

Marie drückte die Krone an ihre Brust, und sank dann, nichts bereuend, in ihres Mannes und in Sophiens

Bayerische Staatsbibliothek München

Arme. Sie brach ihr die schönste, vollste Rose zum Geschenke aus dem Kranze; Sophie gab ihr eine weiße, duftende Lilie dafür.

Glückliche, unschuldige Menschen, lebt wohl!

Ende des dritten und letzten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Arme. Sie brach ihr die schönste, vollste Rose zum Geschenke aus dem Kranze; Sophie gab ihr eine weiße, duftende Lilie dafür.

Glückliche, unschuldige Menschen, lebt wohl!

Ende des dritten und letzten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde

Bd.: 3

Halle (1813)

P.o.germ. 785 d-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113387-9